

Berufung und
Leidenschaft

110 Jahre BDA
9. BDA-Tag

Bund Deutscher Architekten

BDA

Die Broschüre „Berufung und Leidenschaft“ erscheint anlässlich des Festakts zum 110jährigen Bestehen des BDA und des 9. BDA-Tags in Frankfurt am Main. Sie versammelt die im Rahmen der beiden Veranstaltungen am 21. und 22. Juni 2013 gehaltenen Vorträge von Michael Frielinghaus, Volker Staab, Wolfgang Pehnt, Oda Scheibelhuber und Werner Durth sowie Fotos dieser beiden Events und der Verleihung des BDA-Architekturpreises Nike am Abend des 22. Juni im Deutschen Filmmuseum.

Inhalt

110 Jahre BDA

110 Jahre Bund Deutscher Architekten Michael Frielinghaus	6
Arbeiten an der Realität Volker Staab	14
Eine Frage der Haltung Wolfgang Pehnt	22

9. BDA Tag

Zum guten Gelingen Oda Scheibelhuber	34
Stadt – zum Beispiel Frankfurt Werner Durth	39

Impressum

110 Jahre BDA

110 Jahre Bund Deutscher Architekten BDA

Wir sind zu unserer Festveranstaltung „110 Jahre Bund Deutscher Architekten“ in der Kirche St. Michael von Rudolf Schwarz zusammengekommen. Ein wunderschöner Ort. 1951 wanderten Rudolf Schwarz und seine junge Frau Maria durch die Aare-Schlucht im Kanton Bern in der Schweiz. Die Entwurfsidee zu St. Michael entstand auf dieser Wanderung des Architektenpaares und wurde später von Rudolf Schwarz so beschrieben: „...an einer Stelle, wo sich der Wegraum, der von starrenden Felsen umstanden war und nur hoch oben von einem schmalen Spalt offenen Himmels erhellt wurde, zu einer bescheidenen Breite weitete“. Die Reflexion des einfallenden Sonnenlichts im Raum, die wir heute, gerade in diesem Moment, beobachten dürfen, zeigt, wie einzigartig diese Raumidee umgesetzt wurde.

Der heutige Tag ist das Gründungsdatum des BDA und sicherlich der gegebene Anlass, die 110 Jahre Verbandsgeschichte im Spiegel deutscher Geschichte noch einmal Revue passieren zu lassen.

Der Weg des BDA führt durch die Geschichte Deutschlands. Seine Gründung am Beginn des 20. Jahrhunderts liegt in einer Phase, in der die Bevölkerungszahlen in den Städten drastisch ansteigen, die Industrialisierung auch in Deutschland neue Rahmenbedingungen formuliert und die Monarchie noch 15 Jahre bis zum Ende des Ersten Weltkriegs Staatsform ist. Der Grundsatz, der bis heute Gültigkeit besitzt, ist der Gründungsproklamation von 1903 vorangestellt: „Der Bund Deutscher Architekten ist die Vereinigung freiberuflich schaffender Architekten. Sinn und Zweck der Vereinigung ist, der Baukultur zu dienen und gemeinsam die hierfür

notwendigen fachlichen, ehrenhaften und gesetzlichen Bedingungen herbeizuführen und sie der Allgemeinheit gegenüber zu gewährleisten.“

Das Manifest aus dem Jahr 1904 „Was wir wollen“ belegt den kämpferischen Aspekt des neuen Verbandes, der sich klar abgrenzt vom „rücksichtslosen Unternehmertum, das ohne Ideale, nur von Gewinnsucht beherrscht, die sonst so segensreiche Gewerbefreiheit ausbeutet“ und von der „stumpfen Geistesarmut des Baupfuschertums“. Im Mittelpunkt dieses Manifests steht der selbständige, künstlerisch schaffende Architekt, in dessen Händen „die Pflege der Baukunst liegt“.

Der hohe moralische Anspruch, der sich auch an den eigenen Berufsstand richtet, wurde in der Vergangenheit immer wieder kritisch gesehen. Der BDA-Architekt als überheblicher und hochmütiger „Gutmensch“, der nur seine eigene Befindlichkeit sieht und dies mit großem Selbstmitleid vorträgt, ist mitunter ein beliebtes Klischee.

Die so eindeutig vorgetragene Haltung des BDA in seiner Gründungsphase steht aber ganz in der Tradition der Architektenverbände des 19. Jahrhunderts und ist parallel zur Gründung des Deutschen Werkbunds das Fundament für das Berufsbild des freien, selbständigen und unabhängigen Architekten, der zum „Treuhand“ des Bauherrn wird, ohne an der Erstellung des Gebäudes oder dem Verkauf von Grundstücken mitzuverdienen.



Auditorium in der Pfarrkirche St. Michael von Rudolf Schwarz (Frankfurt 1953, umgebaut durch Maria Schwarz als Trauer- und Taufkirche), Begrüßung durch Michael Frielinghaus zum Festakt anlässlich des 110jährigen Bestehens des BDA

Der große Zorn, der aus dem Manifest 1904 herauszuhören ist, entsteht aus der Art und Weise, wie der rasant anwachsende Wohnungsbau in den Städten aus dem Boden gestampft wird. Neue Unternehmen werden zu Bauherren und bedienen sich wahllos aus dem Modellbaukasten des Historismus in austauschbaren Architekturen. Dies geschieht zur gleichen Zeit, als Großherzog Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt auf der Darmstädter Mathildenhöhe eine Künstlerkolonie für Maler, Bildhauer und Kunsthandwerker gründet. Vor allem in den

Jugendstil-Bau- und -Kunstaustellungen von 1904 und 1908 spielt der Architekt Josef Maria Olbrich (1868–1908), Mitglied des damaligen BDA-Vorstands, eine tragende Rolle. Die Welt des Bauens und der Kunst ist damals sehr zwiespältig. Elemente der Erneuerung, erste Anzeichen eines Aufbruchs stehen im unüberbrückbaren Gegensatz zu Tradition und Erhalt historischer Strukturen. Der erste

große Einschnitt in der Geschichte des 20. Jahrhunderts – der Erste Weltkrieg – beendet diese Phase abrupt und brutal.

Die Weimarer Republik steht auch für einen Aufbruch in Kunst und Architektur, aber ebenfalls für Armut und großes Elend in der Bevölkerung. Im Jahr 1919 findet die erste von vier Umformungen des BDA im 20. Jahrhundert statt. Nach „dem Unglück des Vaterlandes“ fühlen sich die Architekten sowohl wirtschaftlich als auch in ihren künstlerischen Entfaltungsmöglichkeiten bedroht. Die 1911 gegründete Freie Deutsche Architektenschaft und die Deutsche Architektenschaft verbinden sich mit dem BDA zu einem Einheitsverband, der weiterhin „Bund Deutscher Architekten“ heißt. Er erhält eine neue Satzung und erstmalig Landesverbände mit einer Hauptverwaltung in Berlin.

Die Arbeit des BDA in den Jahren 1919 bis 1932 wird häufig auf das „Neue Bauen“ und die viel diskutierte Rede von Hans Poelzig auf dem BDA-Bundestag 1931 reduziert. Das ist einseitig und trifft die Inhalte dieser für den BDA so wichtigen Epoche nur in geringem Maß. In Zeiten großer Armut, Wohnungsverknappung und sehr schlechter Auftragslage für die Mehrheit aller Architekten ringt der BDA um die Sicherung der Arbeitsbedingungen für freie Architekten und gleichzeitig um den richtigen und angemessenen Weg in der Architektur. Dem Vorstand gehören in diesen Jahren die angesehensten Architekten ihrer Zeit an wie Paul Bonatz, Heinrich

Tessenow, Max Taut, Emil Fahrenkamp, Hans Poelzig und Walter Gropius. Zur Sicherung der Rahmenbedingungen gehört unter anderem der erneute Versuch, eine Architektenkammer zu gründen, der Widerstand gegen Bauämter, die alleine über die Architektur ihrer Städte entscheiden, und eine gemeinsam mit dem Verband deutscher Architekten- und Ingenieurvereine (VDAl) und dem Deutschen Städtetag erarbeitete Fassung der Wettbewerbsgrundsätze (1927).

Das Ringen um den richtigen Weg in Architektur und Baukunst wird in einer heftigen Kontroverse zwischen Tradition und Moderne ausgetragen. Das „Neue Bauen“ wird politisch verstanden als der einzig denkbare Weg, die Wohn- und Arbeitsbedingungen der Menschen in dieser Zeit zu verbessern. Die manchmal geäußerte Kritik, der Bund Deutscher Architekten habe in dieser Phase nicht viel erreichen können, ist nicht zutreffend. Eine vorschnelle und vermeintlich allein richtige Antwort auf aktuell anstehende Fragen kann der BDA in keiner Phase seiner Geschichte bieten. Dies wird auch in Zukunft so sein. Der Bund wird von seinen Mitgliedern getragen und kann immer dann wertvolle Beiträge zu grundlegenden Fragen der Stadtplanung und Architektur liefern, wenn sie das Ergebnis eines Diskurses unterschiedlicher Persönlichkeiten im Verband sind. Das ist in diesem Zeitabschnitt im besten Sinne gegeben.

Das große Bemühen im BDA der zwanziger Jahre, „das höchste Verantwortungsgefühl, die gewissenhaften Pflichten gegenüber Volk, der deutschen Baukultur und dem Bauherrn“ den „Führenden in Regierung und Wirtschaft“ (BDA-Bundestag, Kassel 1932) zu vermitteln, führt 1933 nach der Machtübernahme Hitlers zu einem schweren Missverständnis. Die zweite Umformung des BDA wird anlässlich des dreißigjährigen Bestehens des Verbandes im Herbst jenes Jahres durch den neu gewählten ersten Vorsitzenden Eugen Hönig verkündet mit den Worten: „Der BDA ist neu auferstanden.“ Ein Tiefpunkt in der Geschichte des BDA bleibt der 30. Bundestag in München, auf dem drei Grundprinzipien – ohne Gegenstimmen – in eine neue Satzung aufgenommen werden: „Das Führerprinzip, der Umbau zu einer berufsständischen Organisation sowie die strikte Anwendung des Arier-Prinzips“. Tragende Persönlichkeiten glauben in dieser ersten Phase des Nationalsozialismus offensichtlich an eine führende Rolle der freien Architekten beim „nationalen Aufbau“. Der BDA wird mit verschiedenen anderen Berufsgruppen angefüllt und schließlich – eine zeitlang noch unter seinem Namen – als Fachverband für Baukunst Teil der neuen „Reichskammer der bildenden Künste“, deren Vorsitz Eugen Hönig übernimmt. Eine gewisse Zeit vermeinen Einzelne tatsächlich noch, die alten BDA-Ziele auch innerhalb der neuen Rahmenbedingungen umsetzen zu können. Die grundlegenden Ziele des BDA werden in dieser Zeit missachtet, der Architektenberuf wird im Sinne der menschenverachtenden Diktatur instrumentalisiert. Wichtige Persönlichkeiten des BDA verlassen schon 1933 und 1934 Deutschland, beispielsweise Erich Mendelsohn, Julius Posener, Martin Elsaesser, Oskar Kaufmann und viele mehr.

Nach der weltweiten Katastrophe des Zweiten Weltkriegs erfolgt die dritte Umformung des BDA sehr ruhig und zunächst ohne öffentliche Aufmerksamkeit: im Mai 1945 in Hamburg – unmittelbar nach Kriegsende – und im November 1948 in Frankfurt als offizielle Neugründung des länderübergreifenden BDA im Sinne „des alten Standes bis 1933“. Im Oktober 1951 wird in Berlin der BDA-Ost, später BdA (1971), gegründet als Bund deutscher Architekten in der DDR.

Im Westen wird Otto Bartning 1950 zum zweiten Präsidenten nach Bernhard Ingwersen gewählt. Er bekleidet das Amt bis zu seinem Tod 1959 und verkörpert wie kein anderer die Position des Bundes Deutscher Architekten im Westen nach dem Krieg. Er gibt dem BDA seine Glaubwürdigkeit zurück. Nach der katastrophalen Zerstörung vieler deutscher Städte setzt er sich für einen grundsätzlichen Neubeginn in Städtebau und Architektur ein, der die Geschichte nicht verleugnet, sondern spürbar werden lässt. Seine große Betroffenheit über die Folgen von Diktatur, menschenverachtendem Krieg und die Tötung ganzer Volksgruppen ist authentisch, glaubwürdig und bestimmt die Handlungsweise der Verantwortlichen im BDA. Seine Sprache verleitet einige Kritiker, dies anzuzweifeln. Wenn Bartning sagt: „(...) wir müssen den neuen Menschen spüren und lieben, um ihm Halt und Gestalt im gebauten Raum zu geben“, dann ist das keine Sprachhülse, sondern eine tief empfundene, konsequente Schlussfolgerung aus dem Erlebten. Sehr schnell erreicht er die



*Maria Schwarz im Gespräch
mit Michael Frielinghaus*

Umsetzung von zwei Zielen, für die der BDA vor dem Krieg so intensiv gekämpft hatte: Die amtierende Regierung Adenauer bekennt sich zu den Ansprüchen freier Architekten, und der BDA erhält zumindest nach außen eine Form der Geschlossenheit, die bis dahin noch nie erreicht wurde.

Zusammenfassend kann man feststellen, dass der BDA einen großen Anteil an den positiven Entwicklungen im Städtebau nach dem Krieg hat, zum Beispiel auch durch das Darmstädter Gespräch 1951. Ebenso gab es aber sehr kritisch zu beurteilende Entwicklungen, wie beispielsweise die Überbewertung der „autogerechten Stadt“. Die starke Kritik an dieser „zweiten Moderne“ ist 2010 Anlass für

eine Nachbetrachtung. In der BDA-Ausstellung „In der Zukunft leben“ werden von jungen Autoren drei Orte im Westen und drei im Osten Deutschlands vorgestellt, die im Krieg stark zerstört worden sind und Beispiele sehr unterschiedlicher städtebaulicher Konzeptionen für den Wiederaufbau darstellen.

In den siebziger Jahren – nachdem mit der Gründung der Bundesarchitektenkammer eine Grundsatzforderung des BDA eingelöst wird – rückt immer mehr die Frage nach der Verantwortung des Architekten gegenüber der Gesellschaft in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. 1972 bezieht sich Hans Busso von Busse mit seinem BDA-Präsidium in einer „Grundsatzerklärung zu den Zielen und Aufgaben des BDA“ auf Otto Bartning: „(...) wer diesen Menschen spürt und liebt, wenn er plant und baut, kann nicht anders, als sich leidenschaftlich gegen die billige Verkürzung zu verwahren, dass in der Scheußlichkeit dieses Bauens das wahre Gesicht der Moderne sich erkläre.“ Diese programmatische Grundsatzerklärung erläutert den Entwurf für eine neue Satzung und bezieht wie folgt Stellung: „Sie wird als politischer Auftrag verstanden in einer Zeit, in welcher die menschlichen und die gesellschaftlichen Erwartungen an das Bauen den mächtigen Einflüssen aus Technik, Wirtschaft und Organisation zu unterliegen drohen. Bauen ist immer auch politisches Handeln.“ Hans Busso von Busse spricht vom Wagnis, das andere nicht verstehen: „(...) vom Wagnis des freien Architekten. Es ist das Wagnis zu unabhängiger geistiger und schöpferischer Leistung. Es ist das Wagnis, sich um des Menschen Willen, mit dieser Baukunst einzulassen. Und es ist das Wagnis, das den Mut bedeutet, dem Konformismus der Zeit zu widerstehen und den Rechten und den Machern

aus Staat, Verwaltung und Wirtschaft das abzutrotzen, was ihnen als den Bauherren dieser Zeit zur Pflicht und zur Verantwortung aufgetragen ist, nämlich Baukultur zu ermöglichen.“ Der BDA in der Bonner Republik bezieht Stellung und befindet sich mit seinen Aktivitäten wieder im Einklang mit den Zielen, für die er bis 1933 eingetreten ist.

In der DDR wird der BdA von Beginn an instrumentalisiert und zu einem Teil der staatlich gelenkten Baupolitik. Als Fachverband, gegliedert in 15 Bezirksgruppen, nimmt er ab 1953 ausschließlich Architekten aus staatlichen Planungseinrichtungen auf. Der selbständige, freie Architekt – die Verkörperung eines der grundlegenden BDA-Ziele – verliert in der DDR seine Daseinsberechtigung (Mitglieder im BdA 1989: etwa 5 200, davon freiberuflich tätige Architekten: 85).

Ein anderes, ursprüngliches Ziel des Bundes kann dagegen mitunter auch im Osten erreicht werden. Der Fachverband wird im Laufe der Jahre zu einem Ort des intensiven internen Austausches, jenseits einer allgegenwärtigen Steuerung durch die Obrigkeit. In „zentralen Fachgruppen“ wird der Austausch zu aktuellen Themen gepflegt. In einzelnen Bezirksgruppen erscheinen die „Architektenblätter“, in denen relativ offen über Missstände und aktuelle Probleme berichtet wird. Am 3. November 1990 beschließt die Delegiertenversammlung des Bundes der Architekten der DDR (BdA) die Auflösung des Fachverbandes zum Jahresende.

Die sogenannte „Wende“ und damit das wieder vereinte Deutschland führen zur vierten Umformung des BDA im 20. Jahrhundert. Unter dem Präsidenten Erhard Tränkner und dem Bundesgeschäftsführer Carl Steckeweh werden die sechs neu gegründeten Landesverbände im Osten mit den bestehenden zu einem Gesamtverband zusammengeführt. 13 Jahre später stellt Steckeweh anlässlich des 100jährigen Bestehens des BDA allerdings fest, dass aus seiner Sicht die Ziele des 1. Dessauer Gesprächs von 1990 nicht umgesetzt wurden: „(...) den Dialog und die Kooperation zwischen Ost und West zu pflegen und zu fördern mit dem gemeinsamen Interesse, Gutes zu bewahren und zu entwickeln, Überholtes deutlich zu machen und abzustreifen und Wege zu einer demokratischen Baukultur im vereinten Deutschland aufzuzeigen.“ Er konstatiert ferner, dass der BDA weitere grundlegende Ziele nicht erreicht hat, die in den neunziger Jahren im Zeichen eines Aufbruchs nach der Wende formuliert wurden. Aus seiner Sicht ist der Verlust an Erfahrung und Wissen im Umzug des BDA von Bonn nach Berlin begründet, da die meisten der erfahrenen Mitarbeiter diesen Schritt nicht mitgehen. Darüber hinaus bringt 2002 das finanzielle Scheitern des 21. UIA Weltkongresses in Berlin – trotz 5.500 Teilnehmern – den BDA in eine existenzielle Krise. Obwohl Kaspar Kraemer mit seinem Präsidium in großer Tapferkeit den Fortbestand des BDA sichert, ist der Verband aus diesen Gründen an seinem 100. Geburtstag ein weiteres Mal in seinen Grundfesten erschüttert.

In der Folge markieren eine Satzungsreform, die Wiedereinführung der BDA-Tage, die Erneuerungen der Bundesgeschäftsstelle und des Deutschen Architekturzentrums (DAZ) sowie die erfolgreiche Fortführung der Zeitschrift *der architekt* die veränderten Rahmenbedingungen für die BDA-Arbeit in den letzten Jahren.

Mit seinem stark inhaltsbezogenen und gesellschaftsorientierten Engagement ist der Bund wieder zu einem Gesamtverband zusammengewachsen, in dem auf Verbandsebene Ost und West keinen Unterschied mehr darstellen – und der sich unverändert seinen grundlegenden Zielen verpflichtet fühlt.

Die wechselvolle Geschichte des BDA, die immer durch das aktuelle Zeitgeschehen und die politischen Rahmenbedingungen bestimmt wurde und wird, zeigt, dass das Ziel, den Lebensraum der Gesellschaft in hoher Qualität mitzugestalten, eine nie endende Herausforderung für die Arbeit unserer Wahlgemeinschaft ist. Der BDA darf dabei nicht zum Forum für persönliche Eitelkeiten und vordergründige Stildiskussionen oder zum Austragungsort für Kollegenschelte werden, die durch Neid und Missgunst veranlasst sind. Das große Potenzial für eine Fortsetzung der über viele Jahrzehnte erfolgreichen Arbeit des Bundes Deutscher Architekten liegt ausschließlich in seinen Mitgliedern, die ihre Glaubwürdigkeit immer wieder aus ihrer Arbeit als Architektinnen und Architekten beziehen.



Der Ort, an dem wir uns heute zusammengefunden haben, – St. Michael, erbaut zwischen 1952 und 1956 – zeigt in seiner herausragenden Architektur viel von der Aufbruchstimmung und der großen Hoffnung auf eine bessere Zukunft in der noch jungen Demokratie Deutschlands nach Krieg und Zerstörung.

Stadt ist gebaute gesellschaftliche Haltung: sie bildet die Lebens- und Zukunftsvorstellungen ihrer Entstehungszeit ab. Auch unsere Zeit muss die Kraft finden, sich authentisch und wiedererkennbar in Architektur und Stadtgestalt zu zeigen. Der Schulterblick in die Geschichte ist gut, um sich der eigenen Herkunft zu vergewissern, er darf aber nicht dazu führen, sich nicht mit der Zukunft auseinanderzusetzen. Wir müssen uns klar darüber werden, wie wir heute und zukünftig leben wollen – und welche Häuser und Stadträume wir brauchen. Wie jede Epoche zuvor wird auch unsere Zeit in einigen Jahrzehnten über heute geschaffene architektonische und stadtbauliche Zeugnisse wahrgenommen werden. Der BDA wird auch weiterhin, wie seine lange Geschichte gezeigt hat, ein Forum für kompetente Dialoge bieten und so Einfluss auf Architekten, Stadtplaner und Bauherren nehmen.

*Dipl.-Ing. Michael Frielinghaus (*1951), Architekt BDA, studierte in Darmstadt Architektur. Er ist geschäftsführender Gesellschafter des Büros BLFP Frielinghaus Architekten BDA in Friedberg und seit 2007 Präsident des BDA.*

Rudolf Schwarz, Pfarrkirche St. Michael, Frankfurt 1953 (umgebaut durch Maria Schwarz als Trauer- und Taufkirche)

Arbeiten an der Realität

Als ich mich vor Wochen mit dem 110jährigen Jubiläum des BDA beschäftigte und mir überlegte, was vorzutragen sei, stellte ich fest, dass der Blick in die Glaskugel je nach Tagesform recht unterschiedlich ausfiel. Die Zukunft erschien, je nachdem ob ich gerade wieder einen Brief mit einer Mängelanzeige wegen nicht DIN-gerechter Planung in der Hand hielt, oder ob es uns bei einer Wettbewerbsarbeit gelungen war, eine überraschend plausible Lösung für eine komplexe Entwurfsaufgabe zu entwickeln, je nachdem ob ich soeben mit unserem Anwalt beratschlagte, wie wir mit unbezahlten Honorarrechnungen umgehen sollen, oder ob wir ein schönes Gebäude mit einem inzwischen zwar rar gesäten, aber immer noch existierenden, wunderbaren Bauherrn einweihen. Für diese unterschiedlichen Stimmungslagen habe ich zwei Versionen ausgearbeitet, die beide um die Gefahren, die Herausforderungen und die Hoffnungen – bezogen auf unsere Disziplin – kreisen. Aus rein dramaturgischen Gründen, um Aussichtslosigkeit und Depression zu produzieren, beginne ich mit der düsteren Prognose. Zugespitzt könnte man den ersten Teil in etwa so benennen:

Der Tod der Architektur durch die Macht der Bilder

Betrachten wir die aktuelle Diskussion in Deutschland, zumindest diejenige, die eine gewisse öffentliche Resonanz findet und Emotionen entfacht, so handelt es sich um eine Diskussion der Oberfläche: Architektur und Stadt auf der Ebene des Bildes. Selbst in manchen Feuilletonbeiträgen unserer re-

nommierteren Tageszeitungen wird Architektur auf der Ebene der geschmäcklerischen Bildbetrachtung abgehandelt, ohne sich der Mühe zu unterwerfen, die Kriterien dieses Urteils zu diskutieren. Mit wenigen plakativen Begriffen kann man sich schnell den Applaus seines jeweiligen vorurteilsbeladenen Lagers einholen. Räumliche Aspekte, physische, materielle und damit wesentliche atmosphärische Qualitäten, soziale und funktionale Belange, geschweige denn Fragen von struktureller Grammatik, Präzision der Fügung und räumlicher oder atmosphärischer Dramaturgie von Architektur spielen selten eine Rolle. Diese verschiedenen manchmal widersprüchlichen Ebenen, denen sich Architektur zu stellen hat, wären ja auch nur vergleichsweise schwer mitreißend zu formulieren.

Wenn ich an meine eigenen eindrucklichsten architektonischen Erlebnisse denke, so waren es immer räumliche Erfahrungen, die sich aus den vielen Facetten sinnlicher Wahrnehmung zusammensetzen. Diese unmittelbare, beinahe körperliche Erfahrung ist ganz unabhängig von der Datierung und der Stilistik des Bauwerks und scheint mir die spezifischste aller Eigenarten von Architektur zu sein. Es hat aber den Anschein, dass diese Ebenen der Architektur kaum mit der Kraft der medialen Bilderwelt mithalten können, es sei denn, sie bedient eben genau diese.



Volker Staab

Adolf Loos hat einmal gesagt: „Geschmack und lust an der abwechslungs sind immer verschwistert. Heute tragen wir enge hosen, morgen weite, übermorgen wieder enge hosen. Das weiß jeder schneider. Da könnten wir uns ja die weiten hosen ersparen. Oh nein, die brauchen wir, damit uns die engen hosen wieder gefallen.“¹

Wird Form ganz unabhängig von ihrer inhaltlichen Bindung diskutiert, verhält es sich wie mit den Hosenbeinen. Wahrscheinlich konnte schon jeder von uns bei sich selber feststellen, wie unbemerkt und unbewusst gerade in jugendlichen Jahren diese Geschmacksveränderungen vor sich gehen. Natürlich kann man architektonische Moden nicht ganz mit der Bekleidung vergleichen. Noch stärker als bei der Kleidermode werden architektonische Bilder als

¹ Adolf Loos: *Ornament und Verbrechen*, hrsg. von Peter Stuißer, Metroverlag, Wien 2012, S. 70



Ort der Nike-Preisverleihung: das Deutsche Filmmuseum in Frankfurt/Main

Projektionsfläche benutzt und stehen manchmal unbewusst, manchmal bewusst stellvertretend für die Diskussion von Lebensentwürfen. Die zunehmende Ausdifferenzierung der Gesellschaft hinterlässt eine geschmackliche Vielfalt (manchmal auch die vollkommene Abwesenheit von Geschmack) und eine Gleichzeitigkeit verschiedener Moden, die uns oft den Eindruck von Beliebigkeit vermittelt.

Der Architektur von heute sind keine Welterklärungen mehr eingeschrieben, die Sinniefe der Bilder erreicht eher den verkürzten Inhalt einer Twitter-Nachricht. Bilder als Projektionsfläche, als plakative Verkürzung in der Kommunikation, ersetzen die

inhaltliche Diskussion. Nun könnte man sagen, dass diese Erscheinung nicht nur ein Problem der Architektur ist. Viele der gesellschaftlichen Diskurse scheinen auf das Plakative reduziert, weil dies die einzige Möglichkeit zu sein scheint, wahrgenommen zu werden, und das Gefühl der Beherrschbarkeit einer immer komplizierteren Welt vermittelt.

Diese Fokussierung auf den Bild- oder Zeichenaspekt von Architektur geht aber auch eine unheilige Allianz mit den sich verändernden Realisierungsbedingungen von Architektur ein. Ob Dresden oder Shanghai, wenn das Design sich in der Oberfläche erschöpft, wenn Architektur für 100 Meter Distanz oder die Postkarte entsteht, so ist dies die beste Voraussetzung, unseren Berufsstand auf die Rolle des Oberflächendesigners zu reduzieren. Das hübsche Kleid, die zeichenhafte Großform und innen die Banalität des Gipskartons, das scheint die Zukunft. Vielerorts ist dies bereits Realität – und einige Kollegen gehen bereitwillig diesen Weg mit. Auch auf Bauherrenseite, vor allem der öffentlichen, erleben wir eine dramatische Veränderung. Die Kritik von Hans Poelzig in den zwanziger Jahren und Otto Bartning in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts im Rahmen solcher BDA-Zusammenkünfte, die Bauverwaltung mache sich mit der Übernahme von Planungsarbeit auf dem Gebiet der freien Architektenschaft breit, wurde leider nur zu gut erhört. Der öffentliche Bauherr hat sich nicht nur weitestgehend von den Planungsaufgaben zurückgezogen, er ist gerade dabei, sich vermehrt auch von den Bauherrenaufgaben zurückzuziehen.

So hinterlässt der Rückzug des Architekten als zentrale Figur in der Entwicklung und Realisierung eines Bauwerks sowie der Rückzug des öffentlichen Bauherrn auf die Position des Nutzers ein Vakuum, welches folgerichtig von den Realisationsspezialisten oder gleich von der Bauindustrie übernommen wird, die flankiert von ganzen Armeen von Gutachtern und Juristen zunehmend den Bauprozess beherrschen. Es sind Strukturen entstanden, denen der freie Architekt, das mittelständische Architekturbüro, kaum noch etwas entgegenzusetzen hat. Bei einem größeren Bauvorhaben konnten wir Erfahrungen mit einem der großen Generalunternehmen sammeln. Nachdem der Auftrag über ein zu niedriges Angebot gesichert war, wurde die Maschinerie der Juristen in Gang gesetzt. Bis zu 35 Briefe in der Woche mit Bedenken, Anschuldigungen und vor allem Mehrkosten gingen bei uns ein. Weder juristisch noch personell waren wir, aber auch die heute personell so ausgedünnte Bauverwaltung, in der Lage, dieser geballten schriftlichen und juristischen Wucht etwas entgegenzusetzen. Die Strategie ist klar: einen Schriftverkehr zu erzeugen, den kein Gericht dieser Republik mehr lesen, geschweige denn bewerten kann, um dann mit einem Vergleich einen lohnenswerten Deal zu erzielen. Die Auswirkungen dieser aus dem Gleichgewicht geratenen Struktur des Bauprozesses können wir an manchen Großprojekten dieser Republik beobachten.

Denken wir diese Entwicklung weiter und schauen in manches angelsächsische Land, sehen wir eine Hochschullandschaft, die in manchmal interessanten, experimentellen und theoretischen Diskursen das Terrain der Architektur und vor allem ihrer Grenzen auslotet, sich aber schon längst von den Niederungen des Baugeschehens losgesagt hat. Wir sehen eine immer weiter zunehmende Konzentration auf wenige große Planungsfirmen und einige wenige Kleinbüros, die sich mit einem Ladenumbau hier und einem Wohnungsumbau dort über Wasser halten. Und wie es scheint, sind auch wir auf dem besten Wege dorthin. Der „freie“ Architekt, wie er so gerne auch vom BDA hochgehalten wird, scheint zunehmend eine nostalgisch anmutende Idee und in der Wirklichkeit des Bauens ein Auslaufmodell zu sein.

Die Rolle desjenigen, der den Planungs- und Bauprozess maßgeblich steuert und deshalb auch zu verantworten hat, ist uns längst entzogen, und alle Beteiligten freuen sich, dass wir in selbstausbeuterischer Verklärung unseres Parts jedoch nach wie vor gerne die Haftung für das ganze Werk übernehmen wollen. Setzt sich der zunehmende Wunsch mancher Bauherrn durch, in Zukunft ein Stück Haus wie ein Auto als fertiges Produkt mit Garantie und Festpreis zu kaufen oder zu leasen, wird sich die Produktion dieser Häuser diesem Wunsch anpassen. Global agierende Großkonzerne werden dann mit einer auf die nationalen Geschmacksrichtungen zugeschnittenen Designlinien die Märkte erobern und wir Architekten werden in die konzerneigenen Designabteilungen integriert. Was dann wohl mit dem BDA passiert?

Ich gebe zu: diese Überlegungen bedienen sich der Strategie der plakativen Vereinfachung und der unseriösen Zuspitzung. Weshalb ich noch einmal von vorne beginne. Ein hoffnungsvollerer Titel könnte lauten:

Die Gemeinsamkeit des Gegensätzlichen

oder, wie der gerade verstorbene Walter Jens es formuliert hat: „Die Übereinstimmung im Widerspruch“. Gehen wir noch einmal zurück zu den Hosenbeinen von Adolf Loos. Wenn wir gelangweilt von der reinen Formdiskussion nach den Kriterien dahinter fragen, kann es uns gelingen, Gemeinsamkeiten oder eine Basis für eine qualitative Diskussion zu finden. Wir stellen fest, dass wir viele Ebenen von Architektur diskutieren können, bei denen es viel leichter ist, eine Übereinstimmung zu erzielen und dass die Differenz oft nur in einer unterschiedlichen Gewichtung von Teilaspekten liegt.

Eine Erfahrung, die ich schon das eine oder andere Mal im Rahmen einer Wettbewerbsjury machen konnte, ist die, dass es möglich ist, mit Kollegen einer vordergründig vollkommen divergierenden architektonischen Haltung eine erstaunliche Übereinstimmung zu qualitativen Aspekten von Architektur zu finden. Egal, ob es sich um städtebauliche, räumliche oder strukturelle Eigenschaften eines Gebäudes handelt, können wir oft übereinstimmend beur-

teilen, ob es gelingt, in einem präzisen gedanklichen Konzept verschiedene Anforderungsebenen von Architektur zu verarbeiten und diese in einem auch handwerklich gut gemachten Projekt vorzustellen. Es wird also unbestritten eine Übereinkunft über Qualität erreicht bei auch sehr unterschiedlichen Konzepten und Erscheinungsformen. Dies ist ein ermutigender Aspekt.

Doch wie gelingt diese Kommunikation? Sie gelingt eben nicht durch Vereinfachung, nicht durch das geschmäckerische Vorurteil auf die Schnelle. Nein, dies ist oft ein Prozess, bei dem man sich auf die verschiedenen komplexen Randbedingungen von Architektur einlassen muss. Diese Übereinkunft gelingt übrigens nicht nur mit Kollegen, sondern auch mit architektonischen Laien, wenn eine Bereitschaft besteht, über diese Hürde des ersten Eindrucks hinüber zu springen. Auch wenn es auf vielen Ebenen einfach ist, ein unkompliziertes Einvernehmen herzustellen, so bleibt die Diskussion trotzdem manchmal auf dieser Bildebene stecken. Doch wenn es gelingt, diese Ebene zu entideologisieren und auch hier nach dem „Dahinter“ zu fragen, kann diese Diskussion fruchtbar werden. Nicht indem die eine Seite die ‚Europäische Stadt‘ und die andere Seite den Fortschritt und die Demokratie für sich reklamiert, sondern indem wir diesen Streit als eine Art Gleichgewichtssuche einer Gesellschaft anerkennen. Es scheint doch um die Frage nach Heimat zu gehen. Wie viel geschichtliche Verankerung und wie viel Neuerfindung benötigen wir, um uns beheimatet zu fühlen?

Ich erinnere mich, wie meine Eltern in den sechziger Jahren vor ihrem neuen Einfamilienhaus mit Panoramascibe standen und abfällig, beinahe mitleidig auf das „vermuffte“ Jahrhundertwende-Gebäude auf dem Nachbargrundstück schauten. Ihre Vorstellung von Heimat lag in einer Idee von der Zukunft, von Fortschritt und ihrem festen Glauben daran, dass sich mit diesem Bild auch ein besseres Leben verwirklicht. Ein Phänomen, das wir auch in vielen sich entwickelnden Gesellschaften beobachten können – die Hoffnung, im Bild der Veränderung eine verbesserte Lebensperspektive zu finden. Bei unserem gebrochenen Fortschrittsglauben vermischen sich dagegen Skepsis und Begeisterung gegenüber dem Neuen zu einem diffusen Gemisch und wir sind hin- und hergerissen zwischen der Sehnsucht nach geschichtlicher Bindung und der Lust, sich neu zu erfinden. Wenn man diese Diskussion als einen Prozess der gesellschaftlichen Vergewisserung begreift, so wird ihm seine ideologische Härte genommen und dieser Streit könnte eine produktive Komponente bekommen.

Schwieriger wird es mit der Rolle des Architekten. Die Tendenz, die ich in meiner düsteren Prognose beschrieb, lässt sich nur schwer verniedlichen. Wir stehen vor der Frage, wie weit wir uns für die Gesamtheit eines Werkes verantwortlich zeigen wollen. Wie definieren wir unsere Rolle in einem immer größeren Team von Experten, im Rahmen des Planungs- aber auch des Realisierungsprozesses, bei dem immer komplexere Anforderungen zu bewältigen sind.

Ich bin der Überzeugung, dass die Rolle, die Vitruv vor beinahe 2000 Jahren den Architekten zuschrieb, auch heute noch eine erstaunliche Gültigkeit hat. Er beschreibt die Eigenschaften eines Architekten folgendermaßen: „Und dazu sollte er schriftkundig sein, im Umgang mit dem Zeichenstift erfahren und in der Geometrie ausgebildet. Er sollte vielerlei historische Ereignisse kennen, fleißig den Philosophen zugehört haben, etwas über Musik wissen, nicht unbewandert in der Medizin sein, juristische Entscheidungen kennen und Kenntnisse in der Astronomie und in der Himmelsmechanik haben“.² Auch wenn vielleicht manche Aspekte wie die der Himmelsmechanik heute nicht mehr so im Vordergrund stehen, sind bei uns viele andere Themen hinzugekommen.

Vitruv beschreibt den Architekten als denjenigen, der zwar auf keinem der Fachgebiete Spezialist ist, sondern der über seinen weiten Blick der einzige ist, der die Gesamtheit und das Ziel eines Planungsprozesses im Auge behalten kann – und damit der einzige Spezialist für das Bauen. So müssen wir uns also entscheiden, ob wir uns der Mühsal dieses manchmal durchaus unerfreulichen Prozesses stellen, oder uns auf die bequeme Position des Oberflächendesigns zurückziehen wollen. Wie wir diese Rolle nun in einem immer größeren Team bewerkstelligen oder benennen, als Kurator oder Dirigent, da gibt es sicherlich verschiedene Formen. Denn die Arbeitsweise hat sich und wird sich weiter verändern.

Wenn wir Architekten uns mit den vielfältigen Aspekten einer gesellschaftlichen, einer physischen und psychischen Realität, sowie der Realität des Bauprozesses auseinandersetzen, wenn wir eben an der Erforschung dieser Realität arbeiten, so hört sich dies auf den ersten Blick pragmatisch an. Wenn es uns aber gelingt, diese komplexen Randbedingungen in eine plausible, eine beinahe überraschend einfache Gestalt zu überführen, ist dies aus meiner Sicht ein höchst schöpferischer Akt, der die Chance bietet, die architektonische Form auf einem breiten Fundament zu verankern, ihre Relevanz zu sichern und ihre Halbwertszeit zu verlängern. Dies ist die Voraussetzung, dass Architekten nicht als autistische Selbstverwirklichter wahrgenommen werden, sondern als die Einzigen, die in der Lage sind, die vielen Teilaspekte von einem Bauwerk zu einem Ganzen zusammenzuführen. Wenn dann die öffentliche Hand erkennt, dass sie mit der Weitergabe der Bauherrenverantwortung in Form von PPP-Modellen oder ähnlichem, nicht nur einem haushalterischen Trick aufgesessen ist, sondern sich auch einer grundlegenden gesellschaftlichen Verantwortung entzieht, dann könnte es sein, dass der BDA auch seinen 150. Geburtstag erlebt. In diesem Sinne wünsche ich uns allen, dass wir daran erfolgreich weiter arbeiten.

2 Günther Fischer: *Vitruv NEU oder Was ist Architektur?*, Kapitel III, Birkhäuser/De Gruyter, Berlin 2012, S. 71



*Preisträger Peter Zumthor
mit der Großen Nike*

*Volker Staab (*1957), Architekt BDA, studierte Architektur an der ETH Zürich. Nach seinem Diplom 1983 arbeitete er von 1985 bis 1990 im Büro Bangert, Jansen, Scholz und Schultes in Berlin. Seit 1991 ist er freiberuflicher Architekt, seit 2007 in*

Partnerschaft mit Alfred Nieuwenhuizen. Staab war Gastprofessor an der TU Berlin, der FH Münster und lehrte an der Akademie der Bildenden Künste Stuttgart. Volker Staab ist seit 2005 Mitglied der Akademie der Künste Berlin, 2008 wurde ihm das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen, 2011 erhielt er den Großen BDA-Preis.

Eine Frage der Haltung

Baumeister, Bodyboarder oder...?

Den Raum, in dem wir uns zusammengefunden haben (St. Michael, Frankfurt/Main, Anm.d.Red.), hat schon sein Bauherr in den 1950er Jahren als ganz und gar ungewöhnlich empfunden. Pfarrer Alfons Kirchgässner schrieb seinem Architekten, er, Rudolf Schwarz, wisse, wie sehr er, Kirchgässner, von seinem Genie gefangen sei und wie sehr er an St. Michael hänge, „Ihrem vielleicht doch – bisher – schönsten Werk“.¹ Ein Wettbewerb war der Auftragsvergabe allerdings vorausgegangen. Insofern kann der BDA, gegründet vor 110 Jahren als „Vereinigung der ihren Beruf als Künstler ausübenden Architekten zum Schutze ihrer Arbeit und zur Hebung ihres Ansehens“², sich getrost in diesem Gehäuse niederlassen. Berufspolitisch lief alles mit rechten Dingen ab.

Wenn es nach Schwarz gegangen wäre, hätte die Decke dieses Bauwerks aus Glasbausteinen bestanden. Aber daran traute sich die Herstellerfirma nicht. Glasbausteine blieben der Gadenzone, dem Lichtband über den verputzten Backsteinwänden, vorbehalten. Der Himmel über dem Raum, sein Licht und seine Dunkelheit durften also nicht mit hineinspielen. Immerhin wurden die Deckenfelder zwischen den Kreuzen der Stahlbinder blau gestrichen, als Himmelsersatz. Denn für den Urheber dieses Gebildes auf annähernd elliptischem Grundriss bedeutete das Ganze „vorläufige Heimat unter dem Offenen... inmitten einer rundum ragenden, bedrohlichen Welt“.³ So mag man diese ganze Zeit damals gesehen haben, sofern man nicht den lauten Optimismus der Wiederaufbaujahre teilte – und so konnte man diese bauliche Vision ausdrücken, wenn man über die kostbare, manchmal auch präziöse Sprachbegabung dieses Baumeisters verfügte.

Was noch mehr verwundert: diese Raumfigur, die uns doch geometrisch präzise und abstrakt erscheint, geht auf einen Landschaftseindruck zurück. Schwarz war zuvor zusammen mit seiner jungen Frau Maria, die am Entwurf von St. Michael maßgeblich beteiligt war und erst kürzlich Glasbilder Georg Meistersmanns aus einer aufgegebenen und abgerissenen Schwarz-Kirche für die Trauerkapelle hier gerettet hat, im Schweizer Aare-Tal gewandert. Schwarz erinnerte sich „an eine Stelle, wo sich der Wegraum, der von starrenden Felsen umstanden war und nur hoch oben von einem schmalen Spalt offenen Himmels erhellt wurde, zu einer bescheidenen Breite weitete“.⁴

St. Michael gibt eine Antwort auf die Frage, wie weit Architektur abbilden kann. Nämlich nur, nachdem die Übersetzungs- und Abstraktionsarbeit ins Architekturgemäße geleistet ist. Was sich heute *iconic building* nennt, das Bauen auf der Suche nach einprägsamer, werbewirksamer Bildhaftigkeit, erspart sich oft genug diesen Abstraktionsvorgang und versetzt uns mit Gebäuden ins Staunen, die – ohne geleistete Übersetzungsarbeit – an Segel, Kaskaden, Insektenkokons, Rohrbündel erinnern, an zerborstene Davidsterne, die Seiten eines aufgeschlagenen Buches, die Finger einer geöffneten Hand, die Zacken eines Sterns.

Man muss nicht auf die zitierten BDA-Satzungen aus dem Jahre 1903 zurückgreifen, um zu ermesen, was sich seitdem im bauenden Gewerbe und

1 Alfons Kirchgässner an Rudolf Schwarz, 26.5.1957, Archiv Schwarz, Köln, zit.: Wolfgang Pehnt: Rudolf Schwarz. Architekt einer anderen Moderne, Ostfildern 1997, S. 150

2 Bund Deutscher Architekten. Satzungen 1903. – Was wir wollen! Manifest 1904

3 Rudolf Schwarz: Einige Bemerkungen zu St. Michael in Frankfurt 1955, in: Das Münster 8 (1955) 7–8, S. 247f.

4 Rudolf Schwarz an Heinrich Kamps, 27.1.1953, Archiv Schwarz, Köln, zit.: Pehnt 1997, vgl. Anm.1, S. 150



bei den entwerfenden Architekten getan hat. Der BDA, Interessenverband freischaffender Privat- und Civil-Architekten, seit seinem Bestehen in der Zwei-Fronten-Auseinandersetzung gegen die gewerblichen Bauunternehmer wie gegen die fest angestellten Baubeamten engagiert, hat künstlerische Tätigkeit von Anfang an als sein Alleinstellungsmerkmal betrachtet. Die „Pfleger der Baukunst“ gelte es „in idealem Streben“ zu befestigen und zu fördern, dem „kalten Geschäftssinn“ und der „stumpfen Geistesarmut des Baupfuschertums“ entgegen zu wirken.⁵

Diese Position war am besten zu verteidigen mit einer Berufsauffassung, die den Architekten zum bedeutenden Künstler stilisierte. Otto Wagner, der große Wiener Architektenlehrer an der vorvorigen Jahrhundertwende, freilich kein BDA-Mitglied, nannte den Architekten gar „die Krone des modernen Menschen in seiner glücklichen Vereinigung von Idealismus und Realismus“. In unfreiwillig komischem Selbstbedauern fährt Wagner fort: „Leider empfindet nur er selbst [also der Architekt], während die Mitwelt wenig theilnehmend abseits steht, das Wahre dieses Ausspruches“.⁶

Die Generation Rudolf Schwarz' hat sich noch mit dieser Rolle identifiziert. Die Frage nach der Haltung war für sie beantwortet. Das Wirken des bauenden Schöpfers – und nicht nur dann, wenn es um sakrales Bauen ging – beschrieb der Meister hochgemut: „So wird ihm der Raum zum Weltall und die Wand zum Weltfirmament und er erneuert die Schöpfung.“ Der Text ist einer der letzten, die Schwarz geschrieben hat. Gewidmet war er einem anderen Architekten, dem Kollegen Ludwig Mies van der Rohe, mit dem er befreundet war.⁷

Wolfgang Pehnt

⁵ *Bund Deutscher Architekten: Was wir wollen!* 1904

⁶ *Otto Wagner: Moderne Architektur, Wien 1898*, S. 14

⁷ *Rudolf Schwarz: An Mies van der Rohe. Adresse der Staatlichen Akademie der Künste Düsseldorf, an Mies van der Rohe zu seinem 75. Geburtstag am 27. März 1961. Heidelberg, 1961. unpag.*

Von Otto Bartning, neun Jahre lang Präsident des BDA und mit Schwarz befreundet, werden die Pflichten und Verantwortungen des Architekten ebenso hoch gehängt. In seinen vielen sinnsetzenden und sinnstiftenden Reden ist von nicht weniger die Rede als dem „*heiligen* Bauen“. Der Architekt muss den „neuen Menschen“, der seit Nietzsche durch die Köpfe geisterte, „spüren und lieben“. Er muss ihm „Halt und Gestalt geben im gebauten Raum“, sich „den Safttrieb der freien, lebendigen Kräfte“ erhalten, das „Ganze des menschlichen Lebens liebend begreifen“, „den Sinn des Seins“ erahnen.⁸

Wunderschön gesagt das alles, und immer am Rande der Selbstüberforderung oder darüber hinaus. Der Verdacht ist nicht abzuweisen, dass diese hoch angesetzte Auffassung von der Aufgabe des Architekten etwas mit einer Kompensation tief sitzender Verunsicherungen zu tun haben könnte. Vielleicht erfasste ihre Autoren bereits der Verdacht, die Epoche könnte schon bald dem kleinen Schöpfergott namens Architekt den riesengroßen Mantel der Verantwortung für alles und jedes abnehmen.

Ein Indiz für diese Entwicklung ist die Verwendung des Begriffes Baumeister. Das Wort meinte nicht nur handwerkliche Gediegenheit und technische Kompetenz. Es war auch von einem Bedeutungshof aus Bauhüttenwesen und Bauhüttengeheimnis,

aus *magister operis* und mittelalterlichem Gesamtkunstwerk umgeben. Der Baumeister ist derjenige, der aus der „niederen Notwendigkeit ihr Geistigstes hervorbringt“, so abermals Rudolf Schwarz.⁹ Der „ewige Auftrag“ laute, „kraft des Geistes die heillosen Geister in heilsame Maße bannen, sie zu heiliger Ordnung und Gestalt erhöhen“, so abermals Otto Bartning.¹⁰

„Baumeister“ haben sich Otto Bartning, Hans Poelzig, Rudolf Schwarz, Hans Schwippert, Emil Steffann und viele andere genannt oder nennen lassen. Konservativ-heimatgebundene oder nationalistisch eingestellte Berufsgenossen benutzten diesen Titel sowieso. „Die Wahrheit? Die gräbt der Baumeister wieder aus und baut sie ein mit seinem Herzblut in die Werke“, lesen wir bei Fritz Höger, dem Architekten, nein Baumeister des Hamburger Chilehauses von 1922–24, das seinen Zeitgenossen als „Antlitz und Seele der nordischen Baukunst“ galt. „Erst Baumeister, dann Architekt“, so stand die Reihenfolge für Höger fest.¹¹

„Wer von uns kann und will sich noch ohne Umschweife ‚Baumeister‘ nennen?“, fragte vor einigen Jahren Hans Kollhoff¹², der es dann doch tat, wenn auch mit „Umschweifen“. Doch ich glaube, selbst im Bund Deutscher Baumeister, Architekten und Ingenieure (BDB), der das hehre Wort im Titel führt, werden die meisten Mitglieder sich eher als Architekten und Ingenieure denn als Baumeister bezeichnen. Vielleicht kommt es ja wirklich nicht auf Namen und Schreibweisen an. Auch eine Reihe unserer großen

8 Aus Reden Bartnings 1950 und 1957. zit.: Andreas Denk. 1950–1959: Otto Bartning als Präsident des BDA, in: *Der Architekt, 2003/15–6*. S. 50 ff

9 Rudolf Schwarz: *An Ludwig Mies van der Rohe*. Schwarz 1961, vgl. Anm. 7
10 Otto Bartning. vgl. Anm. 8, S. 52

11 Fritz Höger: *Meine Steckenpferde*; – Carl J. H. Westphal: *Zur Einführung*. in: Fritz Höger. *Der niederdeutsche Backstein-Baumeister, Wolfshagen-Scharbeutz 1938*, S. 102, 5

12 Hans Kollhoff, in: *Hundert Jahre Baumeister, Baumeister 10 (2003)*, S. 85 ff.

Tageszeitungen benutzt heute noch ihre vor vielen Jahrzehnten entstandenen typografischen Titelköpfe. Fraktur und Aktualität müssen sich nicht ausschließen.

Im Umkreis des Neuen Bauens, der Radikalmoderne der 1920er und frühen dreißiger Jahre, haben Architekten sich eher als Organisatoren und Teamchefs denn als Baumeister gesehen. „Der architekt?“, fragte Hannes Meyer, der zweite Bauhaus-Direktor, „War Künstler und wird ein Spezialist der Organisation!“¹³ Drei-Buchstaben-Teams betreten jetzt den Plan, die das zeitsparende Kürzel statt der individuellen Namen der verantwortlichen Atelierpartner benutzen: TAC, The Architect's Collaborative, vom ersten Bauhaus-Direktor Walter Gropius in den USA gegründet, SOM und so fort bis heute.

Der Architekt habe „als Koordinator die Aufgabe..., die verschiedenen formalen, technischen, sozialen und ökonomischen Probleme, die sich im Zusammenhang mit Bauen ergeben, zu vereinigen“, heißt es bei Gropius, der mit seinem Nachfolger im Amt des Bauhaus-Leiters öfter einer Meinung war als ihre polemischen Auseinandersetzungen es vermuten lassen.¹⁴ Nicht nur die „formalen, technischen, sozialen und ökonomischen Probleme“, sondern „die grundlegende Einheit des Lebens“ fällt laut Gropius in die Zuständigkeit des Architekten – nicht weniger als das.

Denn selbstverständlich bleibt auch in Gropius' Augen der Anspruch auf „Führung und Geleit“¹⁵ erhalten. Der „Koordinator“ hat das letzte Wort. Dessen Mitarbeiter bilden jetzt nicht mehr eine Bauhütte, die pfingstlicher Geist durchweht, sondern ein ra-

tional und rationell aufgestelltes Team mit verteilten Pflichten. Le Corbusier ließ sich eine besonders flotte Analogie einfallen: Moderne Architekten sind „wie Fliegerstaffeln, die zum Aufstellen neuer Rekorde oder zur Erforschung unbekannter Räume aufbrechen“¹⁶ – hoffentlich nicht auch zum Bombenwerfen. Andere Metaphern waren bis weit in die Nachkriegsmoderne hinein verbreitet: der Architekt als Arzt, als Chirurg, als Kapitän auf der Kommandobrücke, als Orchesterdirigent, als Gärtner, bei Richard Neutra sogar als Eheberater. Es sind immer noch sympathischere Vergleiche als Le Corbusiers Flugzeuggeschwader.

Ob Priesterarchitekt oder Flugzeugpilot, die Tätigkeit der Architekten¹⁷ entsprach nie den vereinfachenden und schmeichelhaften Metaphern, die sie selbst oder andere von ihrem Metier in Umlauf gebracht haben. Die Vorstellung vom autonomen Architekten, der allenfalls seinem Auftraggeber verantwortlich war, unterschlägt die Abhängigkeit von tausend Faktoren und Akteuren im Baugeschäft. Sie gilt für Imhotep, den vergöttlichten Baumeister des Pharaos Djoser, ebenso wie für jeden der schätzungsweise 5.000 Namen auf der Mitgliederliste des BDA. Der – im besten Fall künstlerische – Entwurf ist das eine, das Bedingungsgeflecht, in dem er durchgesetzt werden muss, das andere. „L'architecte d'aujourd'hui est ou doit être un homme très multiple“, schrieb Julien Guadet.¹⁸ Dass der französische Architekt und Architekturtheoretiker nicht der *femmes très multiples* gedenkt, sei mit dem frühen Datum des Zitats entschuldigt, 1901.

13 Hannes Meyer: *bauen* (1928). in: Claude Schnaidt (Hg.): *Hannes Meyer. Bauten, Projekte und Schriften*, Teufen 1965, S. 96

14 Walter Gropius: *Die neue Baukunst* (1935), in: *Die neue Architektur und das Bauhaus*, Mainz 1965, S. 65

15 *Titel eines Romans von Hans Carossa aus dem Jahre 1932*

16 *Le Corbusier: Einleitung. Le Corbusier et Pierre Jeanneret. Œuvre Complète de 1929–1934*, Zürich, 1964, ¹⁰1984, S. 19

17 *Zum Berufsbild des Architekten: Martin Shaw Briggs: The Architect in History*, Cambridge, UK, 1927; – *Spiro Kostof: The Architect. Chapters in the History of the Profession*, Oxford, UK, 1977; – *Herbert Ricken: Der Architekt. Ein historisches Berufsbild*, Leipzig 1990; – *Vor allem: Winfried Nerdinger (Hrsg.): Der Architekt. Geschichte und Gegenwart eines Berufsstandes*, München 2013, 2 Bde.

18 Julien Guadet: *Éléments et théorie de l'architecture*, Paris o.J. (1901), Bd. 1, S. 12

Die Abhängigkeiten haben sich heutzutage vervielfacht. Der Architekt hat nur eingeschränkten Handlungsspielraum. Auf den Schildern an großen Baustellen muss man seinen Namen suchen. Erst kommen die Bauherrenkonsortien, Developer, Generalbau-Übernehmer oder -Unternehmer, Projektsteuerer, Kostenmanager, Termin Controller, Vermarktungsgesellschaften, Facility Manager, dann irgendwann auch der Architekt. Es folgt eine schier unübersehbare Zahl von Sonderfachleuten, Statikern, Fachleuten für Gründung, Energie, Heizung, Lüftung, Sanitär- und Elektroanlagen, Bauphysikern, Strömungstechnikern, Akustikern, Lichtplanern, möglichst noch unterteilt nach Tages- und Kunstlichtspezialisten. Darunter sind Tätigkeiten, von denen man meinen möchte, sie gehörten unteilbar und zentral in die Zuständigkeit des Architekten: Tragwerksplanung etwa oder Fassadenplanung. „Das ganze Wissen ist zentrifugal auseinander geflogen, verselbständigt sich partiell und entwickelt Eigengesetzlichkeiten“, hat einer der Ihren, Thomas Herzog, festgestellt.¹⁹

Mit diesem Szenenwechsel im Baugeschäft verträgt sich schlecht das überkommene Berufsbild des Meisters, der alles lenkt, alles entscheidet, der wie angeblich der mittelalterliche Bauhüttenmeister *magister operis* ist. Er muss auch nicht mehr der große Dr. Allwissend sein, der allen sagt, wo es lang geht. Vor Überforderung, die nur Depression erzeugt, sollte er sich bewahren. Plausibler als die Rolle des Kapitäns, der allein den Kurs bestimmt, ist die des Netzwer-

kers und Gesprächspartners, der zwar weiß, was er will und kann, es mitzuteilen versteht, der aber auch bereit ist, rechtzeitig von den anderen Akteuren im Planungsablauf zu lernen.

Die Planungsspannen bei den Großbauvorhaben der letzten Jahre zwischen Hamburg, Berlin oder Stuttgart sind sämtlich Betriebsunfälle der Kommunikation gewesen. Die einzelnen Posten der Bauprogramme waren nicht genügend aufeinander abgestimmt. Niemand hat den Bauherren rechtzeitig und deutlich genug gesagt, was maßlose Wünsche kosten, finanziell wie in ihren planerischen Konsequenzen, und was nachträglich draufgesattelte Forderungen für einen ohnehin schon superkomplexen Bauablauf bedeuten. Die Abhängigkeit vom Kapitalmarkt, der Regelungswahn auf allen Ebenen vom lokalen Bauaufsichtsamt bis zu den EU-Rechtsvorschriften und Förderbestimmungen, die Einsprüche der verschiedensten Akteure von der Verkehrslobby bis zu den Umweltaktivisten machen den Job nicht übersichtlicher.

Vor allem klafften die Lücken in der Verständigung mit dem eigentlichen Bauherrn, der Steuer zahlenden Öffentlichkeit. Es ist stimmt ja, dass man die Pläne für Stuttgart 21 viele Jahre lang im Ausstellungslokal irgendwo oben im Bahnhofsturm zur Kenntnis nehmen konnte und dass die Planfeststellungsverfahren ordnungsgemäß veranstaltet worden waren. Aber für den Bürger wird das Ausmaß des Problems und werden die Folgen für seinen Lebensalltag erst wahrnehmbar, wenn die Bäume unten im Schlossgarten fallen. Ist das ein Versäumnis der beteiligten Architekten? Sie sind in eine Existenz entscheidende

¹⁹ Thomas Herzog im Gespräch mit Nikolaus Kuhnert und Angelika Schnell. *Energien gestalten*, in: *arch+ 126* (1995), S.39



*Rudolf Schwarz, Pfarrkirche
St. Michael, Frankfurt 1953
(umgebaut durch Maria
Schwarz als Trauer- und
Taufkirche)*

Kompetenzhierarchie eingespannt und müssen sich jede Äußerung gut überlegen, wenn sie nicht mit Auftragsentzug bestraft werden wollen. Auf jeden Fall ist Kommunikationsmangel ein Versäumnis der Politiker und auch meiner, der schreibenden Zunft.

Die Arbeit der Architekten wird nicht leichter durch die Veränderungen, die auf der Bauherrenseite entstanden sind. Die Architekten in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts hatten es sowohl bei den Gemeinden wie bei den privaten Firmen

und manchmal auch bei den Wohnungsbaugesellschaften mit Auftraggebern zu tun, die wussten, was sie wollten. Oft lagen die freien Architekten im Clinch mit den öffentlichen Bauherren und ihren Stäben und Ämtern. Das war eines der Motive, die zur Gründung des BDA führten. Immerhin erlaubte die kommunale Selbständigkeit, die Verfügung der Gemeinden über große Anteile des städtischen

Baulands und ihre Kassenlage im wilhelminischen Deutschland und auch noch in der Weimarer Republik Initiativen, die heute undenkbar sind.

Von den Kompetenzen, über die große Oberbürgermeister-Figuren – wie hier in Frankfurt Franz Adickes und Ludwig Landmann – verfügten, können ihre Nachfahren in der Epoche der leeren Gemeindegassen nur träumen. Bei großen Projekten wie Rathäusern, Kongresszentren, Messeetablissemments, Veranstaltungshallen entledigen sich die Kommunen ihrer Bauherrenfunktionen und übertragen sie außen stehenden Generalbauübernehmern. Von ihnen werden die Bauten zurückgemietet („geleast“) und gehen dann erst nach langer Frist in das Eigentum der verborgenen Auftraggeber über. Diese Form kassierten Schuldenmachens erscheint in den Haushalten nicht als hohes Anfangsinvestment, sondern verbirgt sich in kontinuierlichen Leasingkosten. Kein Wunder, dass sich Städte nicht mehr bürgerstolze Rathäuser, Festhallen oder Parkanlagen leisten wie Frankfurt in den Gründerjahren des BDA und danach sozialen Wohnungsbau wie in der Ära Ernst May.

Für die privaten Bauherren treffen ähnliche Verlustanzeigen zu. Der industriegeschichtliche Übergang von den Eigentümer-Unternehmern zu den Kapitalgesellschaften war noch nicht der Grund. Er hinderte noch nicht, dass sich aus der Generation der Major-domi Führungspersonalitäten herausbildeten, die

alle Bauherrenfunktionen übernahmen. Man muss den Briefwechsel lesen, den der Generaldirektor der Farbwerke Hoechst, Geheimrat Dr. Adolf Haeuser, und dessen Büro zwischen 1920 und 1924 mit ihrem Architekten Peter Behrens führten, um sich eine Vorstellung vom Auftritt eines starken Bauherren zu machen. Zuckerbrot und Peitsche wechselten ständig. Behrens, ein Stararchitekt seiner Zeit, wurde vom „verehrten Geheimrat“ bald mit Schmeicheleinheiten versorgt, bald mit herben Vorwürfen und detaillierten Vorstellungen überzogen. Unter den Konferenztischen waren, bitte sehr, Teppiche vorzusehen. Dem Bildhauer Richard Scheibe wurde der Gesichtsausdruck seiner Arbeiterstatue in der Gedenkhalle des Foyers korrigiert: „Nicht eine Anstrengung ist zum Ausdruck zu bringen, sondern der feste energische Wille.“²⁰

Das Ergebnis dieses „energischen Willens“ auf Seiten des Bauherrn war ein epochales Gesamtkunstwerk. Solche Beziehungen waren für den Architekten gewiss anstrengend und beschädigten manchmal auch sein Selbstwertgefühl. Auf jeden Fall aber hatte er einen Ansprechpartner, der Auseinandersetzungen ermöglichte. Heute sind die realen Personen zu juristischen Personen geworden, zu AGs, GmbHs, eVs, und auch deren Verhältnisse sind fluid geworden. Wo bis 1925 noch Meister Lucius & Brüning Eigentümer waren, dann die Farbwerke Hoechst, mutierten sie nach einer Kette von Übernahmen, Verkäufen und Fusionen vorgestern zu Rhône-Poulenc, gestern zu Aventis, heute zu Sanofi, um nur von ihrer Pharmasparte zu sprechen.

²⁰ Adolf Haeuser an Peter Behrens, 29.6.1922, zit.: Wolfgang Metternich. *Historische Gesichtspunkte*, in: Bernhard Buderath (Hrsg.): *Peter Behrens. Umbautes Licht, Kat., Hoechst AG, München 1990, S. 153*

Behrens baute für Unternehmen, die auf Dauer gegründet schienen. Da entwirft und baut man anders als für Firmen mit permanenter Veränderungswahrscheinlichkeit. Der Markt ist schnell geworden, aber die Architektur ist langsam. Wäre eine angemessene Metapher für heutige Architektentätigkeit das Surfen, eine schnelle Bewegungsart, die in Brandung oder Seegang flexibel auf Wellenbewegungen reagieren muss? Eine „Frage der Haltung“ stellt sich auch bei solchen Hochgeschwindigkeitsfahrten über Wasseroberflächen. Ich habe mich informieren lassen, dass der aufrechte Stand sich nicht bei allen Formen des Surfens empfiehlt. Beim sogenannten „Bodyboarding“ zum Beispiel, das dem Wellenreiten ähnelt, liegt der Surfer auf einem kürzeren Brett und richtet sich bei seiner Abschussfahrt nicht auf. Aufrechte Haltung ist da nicht gefragt, sondern Elastizität.

Der Weg durch die Stadt Frankfurt, von der Rudolf Schwarz' Kirche St. Michael bis zu Oswald Mathias Ungers' Deutschem Architekturmuseum ist ein Gang durch die Architekturgeschichte. Ein bisschen Mittelalter- und Barock-Frankfurt, das 19. Jahrhundert-Frankfurt, das Wiederaufbau-Frankfurt, das Hochhaus-Frankfurt, das Post-Moderne-Frankfurt, das Rekonstruktions-Frankfurt. Es ist auch ein Gang durch die Geschichte Ihres Berufsstandes. Eine Bei-

nahe-Metropole sucht ihre Position in der internationalen Konkurrenz der Dienstleistungscities. Da werden Profilierungsleistungen angefordert, auf die weder die physische Form der Stadt noch ihr Bild in den Köpfen der Bürger vorbereitet waren.

Mit der jetzigen Versammlung von Türmen, kompakter und zahlreicher als in anderen deutschen Städten, haben sich die Frankfurter abgefunden, scheint mir; es sind ja unter den Hochhäusern auch ein paar *Beautés*. Wenn die Stadt sich als eine Drehscheibe des weltweiten Handels versteht und ausbaut, werden noch ganz andere Herausforderungen auf sie zukommen. Wohin solche Stadtkarrieren innerhalb atemberaubend kurzer Zeiten führen, kann man an Shanghai, Singapur oder Dubai ablesen.

Ich würde mir wünschen, dass trotz dieser rasanten Veränderungszyklen unsere Städte ein Stück Vergangenheit auf diesem Weg mit sich führten, nicht als kopiertes Zitat, sondern als lebendige Fortschreibung des Vorhandenen. Wenn der Architekt ein „*homme très multiple*“ ist, so ist auch die Situation „multiple“. Schon heute bedeutet mehr als die Hälfte aller architektonischer Aufträge Arbeit im Bestand. Ein anderer Bau von Rudolf Schwarz und Kollegen ist die Paulskirche. Der Wiederaufbau 1948 vollbrachte das Kunststück, das Überlieferte – im Falle der Paulskirche die ausgebrannte Gebäudetrommel des zerstörten Vorgängerbaus – zu respektieren und trotzdem Zeichen des Neuen zu setzen.

Ausgezeichnet mit der Klassik-Nike: Frei Otto, Jörg Schlaich, Carlo Weber und Fritz Auer sowie Erhard Tränkner auf der Bühne des Filmmuseums, mit Stefan Behnisch für seinen Vater Günter, Berchtold Büxel für seinen Vater Winfried, Juliane Grizmek für ihren Mann Günther und Elisabeth Merk für die Stadt München



Das ist heute oft nicht mehr gewünscht. Das Alte soll buchstabengetreu wieder so sein, wie es einmal war oder gewesen zu sein scheint. Sogar in den supermodernen Golfstädten, die da aus der Wüste gezaubert werden, entstehen Quartiere, die kom-

plimentäre Nostalgiebedürfnisse erfüllen. Dubais weltrekordhaltender Wolkenkratzer von 828 Meter Höhe und in seiner näheren Nachbarschaft der Pseudo-Souk mit Pseudo-Arabischen Windtürmen sind zwei Seiten einer Medaille. Gebaut wurden sie gleichzeitig. Das Allermodernste braucht anscheinend die Rückversicherung beim Allervergangen-

sten. Es ist nicht so, dass aus dem Alten nichts zu lernen wäre, im Gegenteil. Nur dessen Imitation hilft nicht weiter; das sind dann Windtürme ohne Ventilation. Lektionen der Vergangenheit zu lernen, *ohne* sie zu imitieren, wäre eine Aufgabe, die ich mir von einer künftigen Architektur in ganz anderem Maße erfüllt wünschte als heute.

Es ist die Gewohnheit jeder Epoche, die eigene Zeit für besonders kompliziert zu halten; so tue ich es auch. Die Frage nach der wünschenswerten Haltung kann nicht mit einer einzigen Antwort rechnen. Die *signature buildings* der ökonomischen und kulturellen Globalisierung, bei der Architekten sich als Weltenreiter, als „Eventkuratoren“ betätigen, sind das eine. Das andere sind Vergangenheitsbearbeitungen und -beschwörungen, die einem „palliativen Design“ nachgehen.²¹ Hier wie dort geht es offensichtlich um Szenographien, deren Hauptaufgabe in der Herstellung von „Atmosphären“ zu bestehen scheint.

Dazwischen liegt das unendlich weite Feld der manchmal guten, sehr viel öfter banalen Normalität, wo nicht Surfer gefragt wären, sondern fleißige Arbeiter im Weinberg des Herrn, wenn man sie denn ließe. Da ginge es um ein vernünftiges Bauen, das angemessenes Wohnen ermöglicht. Wo die Schere zwischen Luxus und Unzumutbarkeit, zwischen unbezahlbarem Wohnraum für wenige und bezahlbarem Wohnraum für alle sich nicht noch weiter

öffnet. Wo Ressourcen nicht vergeudet und Zukunft nicht verspielt wird, sondern ökologisch verträgliche Lösungen gefunden werden. Wo Sprachgrenzen durchlässig würden zwischen denen, die bauen, und denen, für die gebaut wird. Dort würde ich, um mit Rudolf Schwarz zu enden, die „vorläufige Heimat unter dem Offenen... inmitten einer rundum ragenden, bedrohlichen Welt“ am ehesten vermuten.

*Prof. em. Dr. Wolfgang Pehnt (*1931) studierte Germanistik, Kunstgeschichte und Philosophie in Marburg, München und Frankfurt am Main und wurde 1956 in Frankfurt am Main promoviert. Er leitete die Abteilung Literatur und Kunst beim Deutschlandfunk in Köln und arbeitete als Publizist für Fachpresse, Tageszeitungen und Rundfunkprogramme, unter anderem jahrzehntelang für die FAZ. Als Autor veröffentlichte er zahlreiche Buchpublikationen zur Architekturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. 1995 zeichnete ihn das Land Nordrhein-Westfalen mit einer Titularprofessur aus, in der Folge lehrte er bis 2009 am Kunstgeschichtlichen Institut der Ruhr-Universität Bochum.*

21 Begriffe zit. aus: Friedrich von Borries, Matthias Böttger: *Jenseits von On/Off*, in: Arch+ 169/170, Mai 2004, S. 4

Zum guten Gelingen

Zum 9. BDA-Tag möchte ich dem Bund Deutscher Architekten – auch im Namen von Bundesminister Peter Ramsauer – unsere Wertschätzung übermitteln, die der Verband genießt und darüber hinaus die besten Wünsche zum 110jährigen Jubiläum. Das Thema „Berufung und Leidenschaft“ ist gut gewählt. Es klingt zunächst wie eine Selbstbefragung zum Herstellen eines internen Selbstverständnisses – im Kontext des Jubiläums aber ist ‚Berufung und Leidenschaft‘ folglich in einen historischen Spannungsbogen gestellt – und damit stellen sich sowohl Fragen nach den Kontinuitäten als auch nach den Brüchen, nach der professionellen Herkunft und der Zukunft des Berufstandes der BDA-Architekten und -Architektinnen.

„Zukunft braucht Herkunft“. So schlicht und verständlich hat es der Philosoph Odo Marquardt formuliert. Zukunft zu gestalten – viele Architektinnen und Architekten charakterisieren ihr berufliches Selbstverständnis von Bauen und Entwerfen genau so. Das ist ein hoher Anspruch. Allein, da Gebäude auf eine zumeist recht lange Nutzungsdauer errichtet werden, planen und gestalten Architekten immer in die Zukunft hinein. Das ist selbstverständlich. Gerade vor dem Hintergrund der 110jährigen Geschichte des BDA geht es aber um eine viel größere gesellschaftliche Dimension, die über den Lebenszyklus des Projekts und das individuelle Schaffen hinausweist. Heute geht es um eine gesellschaftliche Positionierung, es geht um Haltungen.

Die Architektur bietet aus ihrer Tradition einiges zum Festhalten: die Herleitung aus dem Handwerk, die Verantwortung für die Stadtgestalt, für die Menschen und für die Gesellschaft insgesamt. Architektur ist eine praktische, wenn nicht gar hand-

festen Disziplin. Sie hat technische und konstruktive Parameter, benötigt ausreichende finanzielle Grundlagen und gute organisatorische Abläufe, sie hat juristische und ökologische Dimensionen – ihre Besonderheit ist und bleibt jedoch der kreative Schaffensprozess. Das kreative Moment, der Entwurf ist genau das Alleinstellungsmerkmal, das die Arbeit von Architekten auszeichnet: im individuellen Ideenreichtum liegt ihr Reich der Freiheit und ihr Privileg.

Als freiberuflich Tätige weiß man freilich am besten, welchen Anteil an Zeit man tatsächlich für die Ideen und das Entwerfen findet, wie viel Zeit man für die Arbeit an Skizze, Modell und Rendering verwendet. Wenig genug – im Verhältnis zu dem Anteil, den Architekten damit verbringen, die einmal gefundene Idee ins Materielle zu verwandeln: auf der Baustelle, mit den Bauhandwerkern, dem Bauherrn, den Behörden, den Bürgern... Andererseits: Die Architekten, die ich kenne, wollen bauen und nicht fürs eigene Büroarchiv oder die Kunstgalerie entwerfen. Denn erst durch das Bauen, auf der Baustelle, materialisieren sich ihre Ideen vor den Augen der Öffentlichkeit. Wir wissen, dass ich einen Idealzustand beschreibe, den es so oft genug nicht mehr gibt. Immer häufiger ist der Architekt mit einer unübersichtlichen und unpersönlichen, global vernetzten Immobilien- und Bauwirtschaft konfrontiert, mit hochkomplexen Bauabläufen: ein Rädchen in einem durchgetakteten Betrieb. Wo bleiben da die liebgewordenen Ideale eines Architekten als autonomer Künstler, als Generalist, als Sachwalter und Partner des Bauherrn auf Augenhöhe, als Dirigent für alle Gewerke, die sich auf der Baustelle tummeln?



Oda Scheibelhuber

Die gute alte Zeit war immer gestern. Der BDA, so habe ich ihn kennengelernt, verschließt sich gesellschaftlichen Veränderungsprozessen nicht: Klimamanifest der planenden Berufe, Diskussionsveranstaltungen zum demografischen Wandel und zur energetischen Stadt- und Gebäudesanierung, Hochschultag der Architektur ... seien nur als kleine Erinnerungshilfen genannt. Für unsere baukulturellen Diskurse waren es Meilensteine. Dafür danke ich dem Verband. Und es ist insbesondere die Rolle

und Aufgabe des BDA, diese gesellschaftlichen Herausforderungen und Aufgaben so zu buchstabieren, dass die kreativen und innovativen Elemente des Schaffens dabei nicht verlorengehen, sondern sich behaupten und sogar neu und selbstbewusst ausdrücken. Realitätssinn und Bodenhaftung auf der

einen Seite. Und der „Griff nach den Sternen“ auf der anderen Seite. Lieber BDA: bitte machen Sie so weiter. Es ist vielleicht nicht immer eine einfache Gratwanderung, aber es ist für unsere Gesellschaft unverzichtbar. Und für die Architektinnen und Architekten ebenfalls.

Die Auseinandersetzung mit dem Bestand, dem Vorgefundenen, dem immer noch Brauchbaren und Nutzungsfähigen, wird im Schaffen von Architekten eine immer wichtigere Aufgabe. Ich erinnere mich mit großer Hochachtung an den letzten Biennale-Beitrag von Muck Petzet, Konstantin Grcic und Erika Overmeer, der, soweit ich es überblicke, auch in der Architektenschaft geschätzt wurde. Petzet und seine Mitstreiter haben deutlich gemacht, dass Weiter- und Umbauen, Umbauen und Weiterbauen zu den absolut dominierenden Aufgaben der Zukunft gehören werden. Und sie schlossen ganz ausdrücklich nicht nur Denkmale und die gemeinhin als schön anerkannten Teile des baukulturellen Erbes ein, sondern auch jenen Teil des Bestands, der den meisten „unpassend, ärmlich und mangelhaft“ scheint. Weitergedacht stellt sich an die Architektinnen und Architekten des BDA, an die Besten ihres Fachs, vor allem die Frage, welchen architektonischen Ausdruck das im ökologischen Sinne nachhaltige, im ökonomischen Sinne vernünftige, in sozialer Hinsicht verträgliche Weiterbauen finden wird. Der architektonische Entwurf wird – so verstanden – immer mehr zu einem Dialog mit dem Vorgefundenen. Die Rolle der Architekten als Entwerfer, Forscher,

als Gestalter und als Beteiligte in den hochdifferenzierten Bauprozessen wird sich ganz neu ausdefinieren müssen. Vor dem Hintergrund eines solcherart gewandelten Selbstverständnisses weitet sich das architektonische Schaffen zu einer umfassenderen baukulturellen Verantwortung in der Gesellschaft, an der mir besonders gelegen ist.

Die aktuellen Herausforderungen – Klimawandel, Demografie, Globalisierung, Wachstumsschwäche in einigen Märkten, und Migration – geben der Praxis von Stadtentwicklung, Planen und Bauen in Wirtschaft, Verwaltung und Politik einen neuen Erwartungsrahmen. Architektur bedeutet in diesem Kontext technische Verantwortung mit einem hohen Anspruch an Innovation – man betrachte hier nur das Thema Klimafolgen und Energiewende, das Avantgardethema von heute; eine Stadt- und Umgebungsverantwortung, die neben dem Zeitgeist auch den Geist des Ortes einschließt, dessen Entwicklungslinien aufspürt, die Umgebung respektvoll behandelt und Baugeschichte und Baukultur fort schreibt – und soziale Verantwortung, in dem sich das Schaffen von Architekten an den Bedürfnissen der Menschen orientiert und eine – ich nenne es: menschenfreundliche – Architektur schafft.

Baukultur meint vor allem erst einmal Zuhören und Mitdenken, bevor es ans konkrete Entwerfen und Bauen geht – vor allem vor dem Hintergrund gravierend gewandelter Beteiligungsprozesse. Da sind längst nicht mehr nur der Bauherr und diese oder jene Behörde als Partner beim Bauen. Es kommen inzwischen immer mehr selbstbewusste Persönlich-

keiten, interessen geleitete Gruppen und eine gut informierte und organisierte Bürgerschaft – ungefragt, kritisch und gut organisiert – und fordern Mitsprache ein. Sich all dem zu stellen, ist die gesellschaftliche Verantwortung der Architekten. Oder auch schlichtweg: Baukultur. In diesem Kontext haben Architektinnen und Architekten ganz exklusiv die Verantwortung der Gestaltfindung – sie müssen den angemessenen architektonischen Ausdruck für diese Aufgaben finden, sie müssen den Freiraum für Kreativität offenhalten und ausfüllen.

Eine Gestaltungsavantgarde ohne gesellschaftliche Verantwortung kann es nicht geben. Baukultur ohne gute Entwürfe und hervorragende bauliche Lösungen aber auch nicht. Architekten machen aus Wünschen, Träumen, Interessen und Bedürfnissen realisierbare Raumprogramme, sie geben einer meist recht komplexen und manchmal auch verworrenen und verwickelten Auftragslage eine Form, eine Gestalt, ein Gesicht. Architekten haben eine vereinigende integrierende Rolle einzunehmen und müssen soziale, ökologische, ökonomische und ästhetische Anforderungen auf einen Nenner bringen – und dies bei jeder Bauaufgabe neu.

Der Architektorentwurf, die Planung, das Bauen sind Spezialgebiet. Aber Baukultur ist keine Expertendisziplin. Sprechen wir von Baukultur als einer umfassenden Qualität unserer gebauten räumlichen

Umwelt, so liegt die Verantwortung bei der Gesellschaft insgesamt. „Baukultur machen Menschen wie Du und ich“, sagt die österreichische Initiative „Landluft“ und hat es damit geschafft, Baukultur zum Katalysator von Kommunalentwicklung zu machen und zwischen Bürgerschaft, entwerfenden Profis und Politik und Verwaltung eng zu verweben. Architektinnen und Architekten brauchen aber auch gute Partner in Politik und Verwaltung, die mit qualitätssichernden Elementen souverän umgehen können: Planungsgrundlagen, politische Beschlüsse und das Fördermittelmanagement seien da nur als Stichworte genannt.

Vor fast zwei Jahren haben wir im Ministerium – auch mit Begleitung und Ermutigung von Seiten des BDA – einen Forschungs- und Austauschprozess angestoßen, der die Verantwortung für die Baukultur in Kommunalpolitik und -verwaltung zum Thema macht und die Instrumente baukultureller Qualitätssicherung systematisch erfasst. Für die Unterstützung danke ich sehr. Der Impuls für diesen Werkzeugkasten für kommunale Baukultur kam aus meiner Erfahrung als Bürgermeisterin, aber ohne den Zuspruch und die Ermutigung seitens des BDA wäre das Produkt wahrscheinlich nicht zustande gekommen. Von unserer Seite ist die Arbeit abgeschlossen. Aber wir brauchen funktionsfähige Übergabepunkte. Konkret benötigen wir Baukulturakteure, die den Impuls aufgreifen und den eingeschlagenen Weg eigenverantwortlich fortsetzen. Die Bundesarchitektenkammer hat gerade eine Ver-

Ausstellung aller Nike-Auszeichnungen im Deutschen Architekturmuseum DAM in Frankfurt/Main



anstaltungsreihe zur regionalen Baukultur gestartet. Hier treffen Vertreter von Länderkammern mit den Vertretern lokaler, regionaler Politik und der Landespolitik zusammen und beraten gemeinsam, wie man in Sachen Baukultur konkret und vor Ort vorankommen kann. In einer Veranstaltung der Kammer Mecklenburg-Vorpommern wurde gerade erst vor wenigen Tagen vom Landrat des Landkreises Vorpommern-Rügen die Einrichtung eines mobilen Gestaltungsbeirates angekündigt – für diese Region ein entscheidender Schritt. Die Initiative zu mehr Bau-

kultur kann von jedem ausgehen: sich einzubringen, als professionell Planende, als Mitglied des BDA, einer Vereinigung mit Tradition, mit Anspruch und Stimme, aber auch als Bürgerinnen und Bürger am Wohn- und Arbeitsort, ist mein persönlicher Wunsch und meine zuversichtliche Hoffnung.

Oda Scheibelhuber ist Abteilungsleiterin im Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung, Berlin.

Frankfurt – zum Beispiel

Es ist ein bewegender Moment für mich, zehn Jahre nach der Hundertjahrfeier des BDA 2003, wieder hier in Frankfurt, zum 110jährigen Jubiläum zu sprechen, damals im Deutschen Architekturmuseum, heute in der Deutschen Bank: ein hoch symbolischer Ort in diesen Zeiten der Krise. „Krise“ war mein Thema damals schon, doch in anderem Zusammenhang. Eine Schockstarre lähmte die Welt nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001, monatelang waren Flughäfen unter verschärfter Beobachtung, Kontrollen allgegenwärtig. Angst und Unsicherheit lähmten die Reiselust. Der Weltkongress der UIA in Berlin 2002, zu dem Gäste aus aller Welt kommen sollten, wurde zum finanziellen Desaster, nicht absehbar nach dem grandiosen Erfolg der Konferenz in Barcelona. Der BDA drohte auseinander zu brechen, doch die Synergie aus Berufung und Leidenschaft der Mitglieder für ihren Verband hat dank der klugen Regie des Vorstands den Fortbestand des BDA durch praktizierte Solidarität und private Darlehen gesichert. Auch dies ist in diesen Tagen ein Grund zu feiern.

Es ist viel geschehen in diesem letzten Jahrzehnt. Der vergleichsweise überschaubaren und klug bewältigten Katastrophe im BDA folgte die Erschütterung der Weltwirtschaft durch eine Finanzkrise anderer Art, die weltweit Proteste gegen die politischen Regulierungsversuche und deren Auswirkungen hervorrief. Im Blick auf die Demonstrationen der international agierenden *Occupy*-Bewegung waren bis vor wenigen Tagen in dieser Umgebung noch Straßen der Innenstadt gesperrt, denn wir befinden uns hier in einem der Entscheidungszentren der globalen Ökonomie. Einen maßgeblichen Entscheidungsträger symbolisiert

der Bau der EZB, dem die Belagerungen und Demonstrationen galten, die demnächst wohl ein Stück weiter im Osten Frankfurts stattfinden werden, wenn der von Coop Himmelb(l)au entworfene Neubau bezogen ist.

So sind wir heute, an einem Samstag, in der Mitte Frankfurts mitten im Leben, friedlich im Auge des Taifuns. Während die vertraute Welt ringsum aus den Fugen gerät und Europa weiter in die Krise trudelt, gewinnen wir einen neuen Blick auf die Architektur. Der Doppelturm der Deutschen Bank, oft als gebaute Metapher für die Balance von „Soll und Haben“ beschrieben, steht in dieser Symbolik für bessere Zeiten stabil ausgeglichener Haushalte. Inzwischen ein anachronistisches Bild?

Der Taumel der Türme der neuen EZB hingegen wird nun schwerlich nur als „besoffenes Paar“ zu deuten sein, das „die denkmalgeschützte Markthalle zertrampeln“¹ wird, oder als Spätfolge einer hochtrabend *De-konstruktivismus* genannten Stilistik, sondern vielleicht eher zeitgemäß als Ausdruck schmiegsam eleganter Beweglichkeit des Kapitals in den Turbulenzen der Globalisierung. Das Bild vom Sog der Kaufkraftströme im Zuge verschärfter interkommunaler Konkurrenz wiederum lässt an Massimiliano Fuksas gläsernen Trichter denken, der die Kaufhausfassade *MyZeil* implosiv ins Innere stülpt, als müsse der Magnetwirkung der Warenwelt dort physikalisch entsprochen und das kauflustige Publikum die Treppenspirale hinaufgewirbelt werden. Dahinter dann die neue städtebauliche Dominante in schräg gelockerter Haltung und lässig geknittertem Kleid aus Metall, demonstrativ in Kontrast zum wuchtigen Auftritt des Opernturms als Zeichen von Seriosität und Dauerhaftigkeit im Wechsel der Konjunkturen. Sedative Architektur?

¹ Hans Kollhoff: *Hamburgs Elbphilharmonie – Ein zynisches Projekt. Der Architekt Hans Kollhoff verachtet viele seiner Kollegen, weil sie sich von der Tradition europäischer Baukultur verabschiedet haben. Ein Gespräch, in: DIE WELT vom 19.03.2012*

Ingrid und Frei Otto im Gespräch mit Werner Durth und Peter Zumthor (links)



Urbane Entwicklungsdynamik

Freilich, auch darum geht es: in Zeiten universeller Mobilisierung und mentaler Obdachlosigkeit die Unverwechselbarkeit von Orten zu signalisieren und durch Rückbezug auf lokale Traditionen das Glücksversprechen von „Heimat“² anklingen zu lassen: So die frohe Botschaft zum Neubau der Altstadt, mit der Petra Roth im Auftakt des Wahlkampfs 2006 „der Stadt ihr Herz“³ zurückzugeben versprach. Heute sehen wir anstelle des abgebrochenen Technischen Rathauses, einst hoch gelobtes Glanzstück der Frankfurter Nach-

kriegsmoderne, auf engen Parzellen ein neues Stück Frankfurt entstehen, schon jetzt in der Presse gepriesen als „Vorbild für Deutschland“. Welch schönes Bild, pars pro toto: Deutschland einig Heimatland, unter den Türmen der Banken und Verwaltungsbauten ein fotografisch vertrautes Idyll, zeitlos historisch, garantiert dönerfreie Gemütlichkeit. Viel ist geschehen in den letzten zehn Jahren, und, wie man hört, ist der

² Siehe dazu: Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung, Drei Bände, hier: Band 2, S.871*

³ Petra Roth, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2006*

Neubau der EZB schon jetzt zu klein. Weitere Impulse zur Entwicklung des Umfelds und der Mitte der Stadt sind absehbar. Aber warum erzähle ich das?

Frankfurt – zum Beispiel zeigt konzentrierter und zumeist widersprüchlicher als andere Großstädte Deutschlands das Neben- und Gegeneinander unterschiedlicher Tendenzen der Stadtentwicklung und Architektur, in dem Planung als Tochter der Krise auf Missstände reagiert, während die Politik Ziele, Wege und Regeln sucht, die regelmäßig wiederum Proteste provozieren, die Politik und Planung in Zugzwang bringen. Frankfurt ist für mich das Paradebeispiel einer urbanen Entwicklungsdynamik, die bisweilen wie ein schrilles Kaleidoskop konkurrierender Kräfte erscheint, die in den Formen der gebauten Umwelt ihre Geschichte erzählen, von Siegen und Niederlagen berichten, im Spannungsfeld zwischen Zukunftsorientierung, Modernisierungslust und permanenter Angst vor Traditionsverlusten.

Wir schauen über 110 Jahre zurück und stellen fest, dass die Gründung des BDA 1903 wie eine Selbsthilfektion zur Ermutigung des Berufsstands in schweren Zeiten erscheint – und dabei durchaus aktuelle Bezüge zum gegenwärtigen Überlebenskampf der Architekten im Geflecht der Investoren und Developer, Generalüber- und -unternehmer erkennen lässt, wenn man im Blick auf unsere Gegenwart den trotzigsten Text der *Frankfurter Erklärung* aus dieser Gründer-Zeit nachliest: „Die größte Gefahr für unser Kunstleben, den schlimmsten Gegner unserer eigenen Bestrebungen sehen wir in dem rücksichtslosen Unternehmertum, das ohne Ideale, nur von Gewinnsucht beherrscht, die sonst so segensreiche Gewerbefreiheit ausbeutet. In den weiten, neuen Straßengebieten unserer Städte

tritt uns überall der kalte Geschäftssinn, die stumpfe Geistesarmut des Baupfuschertums entgegen. Selten nur bemerken wir in diesen aufdringlichen oder langweiligen Häuserreihen das schüchterne Aufflackern eines echten Kunstwillens. Der künstlerisch schaffende Architekt hat längst die Einwirkung auf den Bau unserer neuen Stadtteile verloren.“⁴

Welche eine Zeit, damals, um 1903, doch auch: Welche Zuversicht! Nach Jahrzehnten wilden Wachstums der Stadt lebte in dem Oberbürgermeister Franz Adickes „zum ersten Mal in der Frankfurter Verwaltung die Idee der Gesamtplanung auf, nach der das Wachstum und die Erneuerung der Stadt vor sich gehen kann,“ so Wolfgang Bangert: „Es ist ein einheitlich gestaltender Wille am Werk, der dem Gange der Entwicklung nachspürt und der sich nicht mehr damit begnügt, sich unter dem Druck der Geschehnisse seine Maßregeln abzwängen zu lassen.“⁵ Zur systematischen Erweiterung der Stadt wurde der innere Anlagenring ergänzt durch den neuen Alleering, während im Zentrum die Modernisierung der Stadt durch Straßenerweiterungen und -durchbrüche vorangetrieben wurde.

Seit 1902 war das legendäre *Lex Adickes* gültig, damals zunächst nur für Frankfurt geltender Prototyp des heute selbstverständlichen Umlegungsrechts, ein Baustein unserer Planungskultur. Die Qualität der einzelnen Bauten sollte durch Architekturwettbewerbe gesichert werden, doch welche Qualität war da gemeint? Leidenschaftlich polemisierten seit Jahren prominente Architekten wie Hermann Muthesius oder der bekannte Politiker Friedrich Naumann, Stammva-

4 *Was wir wollen. Proklamation des BDA, in: Bernhard Gaber: Die Entwicklung des Berufsstandes der freischaffenden Architekten, dargestellt an der Geschichte des Bundes Deutscher Architekten BDA, Essen 1966, S. 224*

5 *Wolfgang Bangert, in: Heinz Ulrich Krauß: Frankfurt am Main – Daten, Schlaglichter, Baugeschehen, Frankfurt/Main 1997, S. 147*

ter des Liberalismus in Deutschland, der in Frankfurt den Evangelischen Arbeiterverein gegründet hatte, gegen den prunkvollen Historismus in der Architektur der Kaiserzeit. 1907 gründeten diese beiden mit Peter Behrens, Joseph Maria Olbrich und anderen Architekten und Bildenden Künstlern gemeinsam mit Unternehmern und Publizisten den Deutschen Werkbund, um gleichsam in Konsequenz der Ziele des BDA einer alle Lebensbereiche und Maßstabebenen durchgreifenden Baukultur den Weg zu bereiten.⁶

Schrittmacher auf diesem Weg war der industrielle Fortschritt als Impuls zur Entwicklung der Städte. Vor einem Jahrhundert forderte der einflussreiche Publizist Karl Scheffler in seinem 1913 erschienen Buch *Die Architektur der Großstadt* ein Neues Bauen aus dem Geist der Moderne. „Die Stätte, wo der Kampf um die neue Baukunst ausgetragen werden muss, ist die Großstadt, weil sich dort in natürlicher Weise die geistigen Kräfte der Zeit zusammenfinden, weil die Großstädte, als die Zentren moderner Zivilisation, der Architektur neue Voraussetzungen profaner und idealer Art schaffen.“⁷ Neben Berlin, Hamburg und Dresden nennt Scheffler auch Frankfurt als Experimentierfeld künftiger Baukunst: „Es ist für den Begriff der modernen Großstadt nicht die Kopfzahl der Bewohner ausschlaggebend, sondern der Großstadtgeist. Dieser Geist ist es, der sich den neuen Architekturkörper baut.“⁸

Doch bei allem Gewinn: Die Kosten solcher Modernisierung blieben nicht unbemerkt. Rund ein Jahrzehnt nach der Schrift Schefflers reflektiert der Publizist Alfons Paquet, Korrespondent der *Frankfurter Zeitung*, sein Erleben der Stadt unter dem Titel *Frankfurt. Ein*

anachronistisches Bild im Spannungsfeld von Nostalgie und Fortschrittshoffnung: „Goethe fand schon 1814 die Stadt sehr geschäftig und zerstreut geworden; sie hatte vierzigtausend Einwohner, um 1867 waren es doppelt so viel, heute sind es vierhunderttausend mehr. Lebendiges Fleisch, das wohnen und sich regen will, ist dem alten Gemeinwesen zugewachsen, namenlos und ohne Maß; Zustrom, magnetisch hergelockt.“ Die Folge solchen Wachstums sei eine Verdichtung und Erhöhung der Bauten: „Die ins Gefäß der Stadt geschüttete Masse beginnt sich aufzuschichten.“⁹

Paquet erinnert an die Bilder der alten Stadt, an die berühmten Stadtansichten, an „die Kupferstiche, Handzeichnungen und Skizzen der Künstler und der Liebhaber aus allen Jahrhunderten“, um festzustellen: „Diese unzähligen Bilder, Aufrisse und Pläne, zueinandergetragen, übereinandergehalten, ergänzt durch das biographische Wissen, durch Porträts und Ereignisbilder und durch die Photographien der vor zehn oder zwanzig Jahren abgebrochenen Häuser, der umgewandelten Straßen – dieses ganze anachronistische Material zeigt erst den vollen Lebensausdruck des perennierenden Stadtwesens, das sich unaufhörlich verbraucht und erneuert.“¹⁰ Anschaulich beklagt Paquet 1925 den allzu schnellen Wandel der Stadt: „Die Zeil war eine der nobelsten und großartigsten Stadtstraßen des älteren Deutschland; ein Jahrzehnt genügte, um sie zu zerstören,“ doch er weiß um das Schicksal der Stadt: „Die Mächte der Zeit ringen in dieser Stadt unsichtbar miteinander, sie gestalten ihren Demos.“¹¹

6 Siehe Werner Durth / Paul Sigel: *Baukultur. Spiegel gesellschaftlichen Wandels*, Berlin 2009
7 Karl Scheffler: *Die Architektur der Großstadt*, Berlin 1913, S. 3

8 Ebd.

9 Alfons Paquet: *Frankfurt. Ein anachronistisches Bild*, in: Hanns Martin Elster (Hrsg.): *Das Pantheon. Ein Hausbuch deutscher Dichtung und Kunst der Gegenwart*, Berlin 1925, S. 203

10 A.a.O., S. 202

11 A.a.O., S. 214

Mit Leidenschaft griff in dieses Ringen wenig später ein junger Stadtbaurat ein: Ernst May, gerufen von Oberbürgermeister Ludwig Landmann, gestützt vom klugen Kämmerer Bruno Asch. „Die Großstadt als Brennpunkt menschlicher Siedlung spiegelt klar den jeweiligen Kulturstand eines Volkes,“ erklärte May 1926 und nahm sich vor, dem Großstadtgeist seinen Architekturkörper vom Rand her aufzubauen: „Langsam verlässt die Architektur die Bahnen des Epigontums und erkennt die Stilgesetze unserer Zeit. Der Industriebau zeigt bereits Gestaltungen von einer neuen, machtvollen Monumentalität. Die veränderte geistige Einstellung des Menschen zum Lebensproblem entwickelt das neue Wohnhaus. Der Irrsinn der Menschenzusammenpferchung in den steinernen Massen der Mietskasernen weicht einer weiträumigen Auflockerung der Städte. Der moderne Städtebau ist Funktion der neuen Einstellung des Menschen zum Leben.“¹²

Im städtebaulichen Wettbewerb zur Entwicklung Breslaus hatte Ernst May 1922 unter dem *Motto: Trabanten* erstmals sein Konzept eines dezentralisierten Städtewachstums vorgestellt. Jetzt plante er gemeinsam mit Leberecht Migge in Frankfurt neben den Wallanlagen und dem Alleenring als öffentlichen Freiraum einen dritten Grüngürtel zwischen Kernstadt und den neuen Trabanten – ein Konzept mit langer Nachwirkung, das sechs Jahrzehnte Jahre später, ab 1989 erfolgreich weiter entwickelt und mit dem Regionalpark Rhein Main verbunden wurde. Abschluss und Höhepunkt der Ära May war 1930 die Feier einer neuen Stadtkrone im Grünen bei der Eröffnung des I.G.-Farben-Gebäudes von Poelzig im Grüneburgpark, vor wenigen Jahren in Reverenz zum Bestand um die neuen Universitätsbauten des Campus West ergänzt.

Frankfurt – zum Beispiel. Wo gab es das sonst? Im Jahr 1930 gleichzeitig die größte Baustelle Europas für den weltweit agierenden Konzern I.G.-Farben – und daneben, nicht weit entfernt, das neu gegründete Institut für Sozialforschung, in dem 1930 Karl Mannheim auf den Lehrstuhl für Soziologie, Max Horkheimer auf den für Sozialphilosophie berufen wurde. „Das Institut für Sozialforschung und das I.G.-Farben-Gebäude markierten, jedes auf seine Weise, den Abschied von der bürgerlichen Welt des 19. Jahrhunderts, wie sie in den Villen des Frankfurter Westends ihren architektonischen Ausdruck gefunden hatte,“ so Wolfgang Schivelbusch: „Im Institut für Sozialforschung wurde die neue Welt des Monopolkapitalismus theoretischer Betrachtung und Analyse unterzogen, im I.G.-Farben-Gebäude wurde sie praktisch-ökonomisch mit gestaltet.“¹³ Doch seit Oktober 1929 begann die Krise des Kapitalismus die Welt zu verändern.

Wir kennen die ungeheure Leistung, die der als „Planathlet“ bezeichnete Ernst May mit seinem Team in nur fünf Jahren vorweisen konnte, bevor er 1930 infolge der Weltwirtschaftskrise und übersteigter Hoffnung auf einen sozialistischen Städtebau in der Sowjetunion Frankfurt verließ. Nach der Machtergreifung der Nazis schlug ab 1933 das Pendel zurück. Nach dem Modernisierungsschub der zwanziger Jahre sollte die Finanzmetropole Frankfurt nun zur *Stadt des deutschen Handwerks* umgebaut werden.¹⁴ Besondere Aufmerksamkeit richtete sich auf die lange vernachlässigte Altstadt, die durch gezielten Abbruch, Mustersanierung und soziale Umschichtung – „schöner denn je“ – Tradition vermitteln und Heimatgefühle stärken sollte. Wir wissen was folgte.

12 Ernst May: *Das Neue Frankfurt*, Heft 1/1926, Nachdruck in: Christoph Moor/Michael Müller: *Funktionalität und Moderne. Das Neue Frankfurt und seine Bauten 1925–1933*, Frankfurt/Main 1984, S. 14f.

13 Wolfgang Schivelbusch: *Intellektuellen-dämmerung. Zur Lage der Frankfurter Intelligenz in den zwanziger Jahren*, Frankfurt/Main 1982, S. 11

14 Siehe Werner Durth/Niels Gutschow: *Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940–1950*, Braunschweig/Wiesbaden 1988, Band II, S. 469ff.

Susanne Wartzack, Vorsitzende des BDA Hessen, begrüßt das Publikum des 9. BDA-Tags



Erneuerung Deutschlands

1945 lag Frankfurt in Trümmern, erst langsam erwachte ein neuer Geist in Ruinen. Als eine der ersten Zeitschriften zur Selbstverständigung über die Zukunft Deutschlands erschienen im April 1946 nach Genehmigung der amerikanischen Militärregierung mit Sitz im I.G.-Farben-Gebäude die *Frankfurter Hefte*, herausgegeben von Eugen Kogon unter Mitwirkung von Walter Dirks, mit hohem Anspruch: „Wir werden um

Klarheit sehr bemüht sein, aber der Leser wird sich ebenfalls anstrengen müssen,“ heißt es fordernd im Aufruf *An unsere Leser!*: „Die gängige Phrase, das Nebelwort, das man so leicht einsog und rasch aus dem Hirn wieder verdampfen ließ, hat die Atmosphäre des Denkens verdickt. Wir können nicht atmen in ihr, wir wollen gute Sicht und einen präzise funktionierenden Verstand, – das lebendige Herz – das im Rhythmus der Zeit für die ewigen Ziele schlägt, versteht sich von selbst. Wir erwarten also ‚nachdenkliche‘ Leser. Wir glauben, dass wir so der Erneuerung Deutschlands ei-

nen Dienst erweisen – wir, das heißt die Herausgeber, die Mitarbeiter und jene Leser schon inbegriffen. Das Dunkel um uns soll sich lichten.“¹⁵

Von Frankfurt aus sollte das Licht der Aufklärung leuchten in Deutschland, dazu waren Texte gesucht. Schon im ersten Heft dieser Zeitschrift veröffentlichte Otto Bartning unter dem Titel *Ketzerische Gedanken am Rande der Trümmerhaufen* einen über Jahrzehnte gültigen Beitrag als erste Orientierungshilfe für die künftige Baukultur der Nachkriegszeit in Form eines fiktiven Dialogs mit einem jungen Kriegsheimkehrer. Nach der knappen Frage des Jüngeren, „Wiederaufbau. Was halten Sie denn davon?“, antwortete ein älterer Herr, in dem sich Bartning selbst aussprach: „Wiederaufbau? Schon das Wörtchen ‚wieder‘ gefällt mir nicht. Es klingt nach wiederholen, wieder herbeiholen...“ um dann in den folgenden Sätzen durch plakativen Vergleich von architektonischen Formen und gesellschaftlichen Verhältnissen in bildreichen Metaphern zukunftsweisende Topoi der Selbsterklärung von Architekten vorzugeben, die ihren eigenen Beitrag zur künftig demokratischen Architektur in einer neuen Gesellschaft leisten sollten: „Aber schlichte Räume lassen sich auf den bestehenden Grundmauern und aus den brauchbaren Trümmerstoffen errichten, schlichte, helle Räume, in denen ein schlichtes, für jedermann gleiches und durchsichtiges Recht verhandelt wird, ohne Hinterklauseln und ohne Stuckornamente. Auf, ihr Juristen und ihr Architekten, plant und entwerft Formen, Räume von eindeutiger Klarheit und einfältiger Kraft, darin unsere Kinder und Enkel aufrichtig und also frei dem gemeinsam erkannten und anerkannten Rechte sich fügen.“¹⁶

Die im Krieg zerstörten Baudenkmale, wie etwa der Zwinger in Dresden, dürften nicht „als museale Lüge auferstehen, als riesenhafte Totenmaske“. Mut zum Abschied sei gefordert, in Trauer, mit dem Eingeständnis: „Verloren. Und dass wir’s verlorengehen ließen, müssen wir unseren Enkeln eingestehen. Die Ruinen – man denke an das Forum, an das Colosseum in Rom – werden eine starke und wahre Sprache sprechen; Rekonstruktionen – je echter, desto schlimmer.“¹⁷

In Form einer volkspädagogischen Lektion wird den Wünschen des Jüngeren nach heimeliger Wiederherstellung des Zerstörten eine schroffe Absage erteilt: „Nun stellen Sie sich ganze Plätze und Straßenzüge solcher Kulissen, solcher Lügen vor“ schimpfte der Alte. „Denn Kulisse und Lüge bleibt, was – auch bei bestem Wissen und Wollen – im günstigsten Falle selbst nach Plänen früherer Zeit rekonstruiert würde, ohne den Saft und den Geist jener Zeit! Und gerade das ist es, wovor wir unsere Enkel bewahren müssen.“¹⁸ Damit war programmatisch das Rekonstruktionsverbot lizenziert, das in den nächsten Monaten dem Aufbau der Paulskirche als Leitprojekt der Nachkriegsmoderne die geistige Grundlage gab. Andererseits war mit diesem Verdikt der Streit um die Wiederherstellung des Goethehauses programmiert und damit ein Spannungsfeld der Stadt- und Kulturpolitik in Frankfurt eröffnet, das über Jahrzehnte – bis heute – harte Konflikte und Polarisierungen nach sich zog.

Dennoch verständigte man sich zunächst im Wiederaufbau der Altstadt auf das Konzept einer „Synthese von alt und neu“¹⁹, die wir, bis heute, beispielhaft etwa am Salzhaus und den Nachbarbauten am Römerberg betrachten können. Damit waren Maßstäbe

15 *Frankfurter Hefte. Zeitschrift für Kultur und Politik. Herausgegeben von Eugen Kogon unter Mitwirkung von Walter Dirks, Heft 1/1946, S. 2*

16 *Otto Bartning: Ketzerische Gedanken am Rande der Trümmerhaufen, in: Frankfurter Hefte, Heft 1/1946, S. 64*

17 *Ebda*

18 *A.a.O., S. 71*

19 *Durth/Gutschow 1988, a.a.O., S. 512*

gesetzt, an denen sich der Bau der Neuen Altstadt künftig messen lassen muss. Doch jener Phase einer halbwegs friedlichen Koexistenz unterschiedlicher Konzepte, wie sie im Stilpluralismus der fünfziger Jahre auch andernorts möglich war, folgte Anfang der sechziger Jahre ein neuer Modernisierungsschub mit dem Ergebnis, dass die gerade errichteten, zierlich proportionierten Neubauten der Ostzeile auf dem Römerberg abgebrochen und stattdessen gewaltige Bauvolumen für ein Technisches Rathaus geplant werden sollten.

Am Ende der fünfziger Jahre wurde das Ende des Wiederaufbaus proklamiert, eine neue Epoche der Stadtentwicklung wurde ausgerufen, die nicht nur in Frankfurt einem neuen Leitbild folgte, dem ein Frankfurter Wissenschaftler jüdischer Herkunft die Stichworte gab. Es war der inzwischen in Basel lehrende Soziologe Edgar Salin, der 1960 in der Hauptversammlung des Deutschen Städtetages unter dem schlichten Titel *Urbanität* einen zukunftsweisenden Vortrag²⁰ hielt, in dem er Frankfurt als Beispiel für eine über Jahrhunderte gewachsene Stadtkultur beschrieb, die mit der Barbarei der Nazis unwiederbringlich ihr Ende gefunden hatte. Diese gewaltsam zerstörte Urbanität sei nicht wiederherzustellen, vor allem nicht durch Bauen zu gewinnen: Nur Schritt für Schritt könne eine neue Stadtkultur auf lange Sicht vorbereitet werden, durch das tätige Miteinander der Bürger und ihre Mitwirkung an den Entscheidungen zur Zukunft der Städte. Doch diese Zukunft sah düster aus. Unter dem irreführenden Motto einer *Urbanität durch Dichte*²¹ wurden

Großsiedlungen aus dem Boden gestampft und die Zentren der Städte einer durchgreifenden Tertiärisierung ausgesetzt.

1965 klärte Theodor W. Adorno, 1903 in Frankfurt geboren, seit 1958 Leiter des Instituts für Sozialforschung, in seinem legendären Vortrag *Funktionalismus heute*²² Missverständnisse im Konzept des Funktionalismus in der Architektur; im selben Jahr 1965 war es der Gründer des Frankfurter Sigmund-Freud-Instituts, der Arzt und Analytiker Alexander Mitscherlich, der in seinem Pamphlet *Die Unwirtlichkeit unserer Städte*²³ die Misere der gebauten Umwelt als Ausdruck einer längst obsoleten Gesellschaftsordnung beklagte und die Schrift im Untertitel eine *Anstiftung zum Unfrieden* nannte. Diese Anstiftung nahmen jene Bürgerinnen und Bürger wörtlich, die 1966 mit schwarzen Fahnen gegen den Abbruch der Villen im Westend protestierten, welche dem Bau von Banken- und Verwaltungshochhäusern weichen sollten.

Paradigmenwechsel

Der weitere Verlauf der Geschichte ist bekannt. In nur zwei Jahren wurde aus dem bürgerlichen Protest der militante Frankfurter Häuserkampf als Teil der studentischen Protestbewegung, die in dieser Stadt eine besondere Qualität gewann. Neben Berlin wurde Frankfurt am Main zum Magnet für solche Studentinnen und Studenten, die sich in ihrer Studienzeit auf ein doppeltes Abenteuer einlassen wollten: Einerseits kalkulierte Regelverletzung im Häuserkampf als Voraussetzung zur Erprobung neuer Lebensformen durch Wohngemeinschaften in alten Quartieren, andererseits intellektuelle Abenteuer in der Erkundung

20 Edgar Salin: *Urbanität*, in: *Deutscher Städtetag (Hrsg.): Erneuerung unserer Städte. Vorträge, Aussprachen und Ergebnisse der 11. Hauptversammlung des Deutschen Städtetages, Stuttgart/Köln 1960*
21 Siehe Gerhard Boeddinghaus (Hrsg.): *Gesellschaft durch Dichte. Kritische Initiativen zu einem neuen Leitbild für Planung und Städtebau 1963/1964, Braunschweig/Wiesbaden 1995*
22 Theodor W. Adorno: *Funktionalismus heute*, in: *ders.: Ohne Leitbild. Parva Aesthetica, Frankfurt/Main 1967*
23 Alexander Mitscherlich: *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt/Main 1965*



Zvonko Turkali bei einem der diskursiven Stadtspaziergänge im Rahmen des 9. BDA-Tags in Frankfurt/Main

der Kritischen Theorie, in Tradition des Instituts für Sozialforschung, bei gleichzeitigem Versuch, diese Theorie politisch zu praktizieren.

Von Mitscherlich kam der Impuls zur Gründung des hessischen Instituts Wohnen und Umwelt 1971, dessen Gründungsdirektor Hardt-Waltherr Hämer²⁴ wenige Jahre später als Direktor der IBA Berlin gemeinsam mit Josef Paul Kleihues den epochalen Paradigmenwechsel der Planung hin zur Bestandspflege und behutsamen Stadterneuerung einzuleiten begann.

Im Sigmund-Freud-Institut hingegen entstanden damals die ersten Analysen zum Verlust der Urbanität und differenzierte Studien zur Semiotik der Architektur.²⁵ Frankfurt war für Jahre ein Zentrum der Stadtforschung und Architekturtheorie: Vielleicht war es dieses geistige Klima, das im Überdruß an dem banalen „Bauwirtschaftsfunktionalismus“²⁶ der sech-

²⁴ Siehe Manfred Sack (Hrsg.): *Stadt im Kopf*. Hardt-Waltherr Hämer, Berlin 2002

²⁵ Siehe beispielsweise Heide Berndt/Klaus Horn/Alfred Lorenzer: *Architektur als Ideologie, Frankfurt/Main 1968*

²⁶ Heinrich Klotz: *Weitergegeben. Erinnerungen*, Köln 1999, S. 71

ziger Jahre nach dem Denkmalschutzjahr 1975 einen kulturellen Kurswechsel ermöglichte, der im Wahlkampf 1977 eine Bebauung des Römerbergs nach historischem Vorbild in beiden großen Parteien, SPD und CDU, zum Thema werden ließ²⁷ und schließlich über einen international beachteten Wettbewerb zu dem sensationellen Ensemble aus Ostzeile, Schirn und postmodernem Wohnungsbau führte: eine klug komponierte Stadt-Collage im lebendigen Gegenüber unterschiedlicher Haltungen zur Architektur, mit großem Anregungspotenzial in jener Zeit. Es folgte die Wiederentdeckung der Flusslandschaft und die Perlenkette international beachteter Bauten am Museumsufer, das inzwischen als ein Freilichtmuseum zur Architekturgeschichte Besucher aus aller Welt anzieht. Herausragende Bauten von Richard Meier, Oswald Mathias Ungers, Günter Behnisch und Gustav Peichl, Höhepunkte der Architektur des ausgehenden 20. Jahrhunderts, sind dort in friedlicher Koexistenz nebeneinander zu bewundern: Wo gibt es das sonst?

Die Ergebnisse solcher Wandlungen und Häutungen der Stadt seit 1900 sind in den geführten diskursiven Stadtpaziergängen zu sehen – und man wird jeweils auch an den gesellschaftlich-historischen Kontext er-

innert, in dem in „Frankfurt – zum Beispiel“ neben allem weiterhin machtvoll „rücksichtslosen Unternehmertum“ – wie schon 1903 beklagt –, dann doch in jeder Epoche auch beispielhafte Architektur entstand: Ich hoffe auf eine überraschende, möglichst vorurteilsfreie Entdeckungsreise, die nicht vorschnell zwischen schön und hässlich, richtig und falsch, gut und böse unterscheiden sollte, sondern verstehen lehrt, warum Architekten zu ihrer Zeit jeweils mit Leidenschaft so bauten, wie sie es für richtig hielten. Eine Hermeneutik der Architektur, ein Erkennen und Verstehen der Motive unserer Vorgänger – es müssen nicht nur die Leitfiguren und die großen Vorbilder sein – ist Voraussetzung eines gelingenden Weiterbaus als Dialog zwischen den Generationen. Baukultur heißt, in weiten Zeit-Räumen denken zu lernen, Wandel verstehen und im Wandel eigene Haltung bewahren zu können.

*Prof. Dr.-Ing. Dr. h.c. Werner Durth (*1949) studierte Architektur an der TH Darmstadt und Soziologie an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main. Nach Professuren in Mainz und Stuttgart ist Durth seit 1998 Professor für das Fachgebiet Geschichte und Theorie der Architektur an der TU Darmstadt. Mit zahlreichen Büchern, Essays und Fachvorträgen zählt Durth zu den renommiertesten Architekturhistorikern Deutschlands. Werner Durth lebt und arbeitet in Darmstadt.*

²⁷ Siehe Durth / Sigel 2009, S. 586 ff.

Impressum

Herausgeber

Bund Deutscher Architekten BDA
Bundesgeschäftsstelle
Köpenicker Straße 48/49
10179 Berlin
Tel. 030.27 87 990
Fax 030.27 87 99 15
kontakt@bda-bund.de
www.bda-bund.de

Redaktion

Alice Sárosi-Tumusiime

Layout und Satz

David Kasperek

Fotos

Till Budde, Jutta Liersch (S. 30), David Kasperek (S. 27)

Auflage

5.500

Druck

Buersche Druck- und Medien GmbH, Bottrop

Copyright

© Bund Deutscher Architekten BDA und die Autoren

Berlin 2013

